

gs

BAND 13

Verseucht

Ein Roman von Les Martin
auf Basis der gleichnamigen
Fernsehserie von Chris Carter,

ARTE X NOVEL™

nach einem Drehbuch
von Chris Carter
und Howard Gordon.

Les Martin

Verseucht

Roman

auf Basis der gleichnamigen Fernsehserie
von Chris Carter, nach einem Drehbuch
von Howard Gordon

Aus dem Amerikanischen von
Frauke Meier

Das Cumberland Staatsgefängnis ist der Ort, wo der Bundesstaat Virginia seine Schwerverbrecher einsperrt, es ist ein Ort voll unterdrückter Gewalt und leise gemurmelter Flüche. Doch dann erhält einer der Gefangenen ein geheimnisvolles Päckchen, dessen Inhalt die Hölle auf Erden bedeutet. Bald schon lodern im Verbrennungsofen der Anstalt hellrote Flammen und vernichten die ersten Opfer des Grauens.

Mulder und Scully kommen nach Cumberland. Während Mulder gemeinsam mit Marshai Tapia zwei entflohenen Häftlingen nachsetzt, versucht Scully hinter das Rätsel von Cumberland zu kommen. Es wird ein Wettlauf gegen die Zeit und gegen den lautlos schleichenden Tod, der im Gefängnis seine Kreise bald auch um Scully zieht...

Erstveröffentlichung bei:
Harper Trophy - A Division of Harper Collins Publishers, New York
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
The X-Files - Quarantine

The X-Files™ © 1998 by Twentieth Century Fox Film Corporation
All rights reserved



Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme
Akte X novels - die unheimlichen Fälle des FBI.
Bd. 13. Verseucht: Roman / Les Martin. Aus dem Amerikan. von
Frauke Meier. - 1. Aufl. - 1999
ISBN 3-8025-2595-7
I. Auflage 1999
© der deutschen Übersetzung
vgs Verlagsgesellschaft, Köln 1999
Coverdesign: Steve Scott
Umschlaggestaltung der deutschen Ausgabe:
Papen Werbeagentur, Köln
© des ProSieben-Titel-Logos mit freundlicher Genehmigung
der ProSieben Media AG
ISBN 3-8025-2595-7

1

Am strahlendblauen Himmel zogen Geier ihre gemächlichen Kreise in der Hitze des Tages. Große, dunkle Vögel mit mächtigen Schwingen, scharfen Augen und mörderischen Schnäbeln.

Dr. Torrence beobachtete sie durch das Blätterwerk der Bäume im Regenwald von Costa Rica. Als Biologe war er an wildlebende Tiere gewöhnt, doch diese Geier erfüllten ihn mit einem wachsenden Unbehagen, das ihn immer überkam, sobald er den Blick gen Himmel richtete. Es waren Vögel von einer geradezu unheimlichen Raffinesse, die genau wußten, was sie taten. Sie lebten vom Fleisch der Toten, und sie witterten, daß irgendwo ganz in der Nähe die Essenszeit wieder einmal näherrückte.

Der Biologe zwang sich, die Augen abzuwenden und sich wieder auf seine Arbeit zu konzentrieren. Mit einem hölzernen Zungenspatel schob er ein lockeres Rindenstück zur Seite, unter dem er einen großen, schwarzen Käfer entdeckt hatte.

„Komm zu Papa“, murmelte er leise. Ganz langsam führte er einen zweiten Zungenspatel an den Käfer heran, um das Insekt nicht zu erschrecken, und tatsächlich krabbelte der Käfer nach einem

kurzen Zögern auf den Spatel. Behutsam balancierte ihn Dr. Torrence zu einer durchsichtigen Kunststoffbox in einem Metallkoffer, ließ ihn hineingleiten und drückte, ehe der Käfer fliehen konnte, den Deckel auf das Fach. Dann zählte er rasch und kam auf siebzehn Exemplare.

„Genug für heute“, sagte er zu sich selbst. Er verschloß den Koffer, wischte sich Schweißtröpfchen von seiner Drahtgestellbrille und rieb energisch über seinen Fünf-Tage-Bart. Was würde er für eine Rasur und eine heiße Dusche geben. . . Doch beides war noch drei Tage und gut zweihundert Meilen entfernt.

Jetzt war erst einmal die Zeit für den Rückweg ins Basislager. Dr. Torrence packte seinen übergroßen Rucksack und lud ihn sich mit einem leisen Ächzen auf den Rücken - als er plötzlich ein ohrenbetäubendes Kreischen hörte.

Er erkannte das Geräusch, noch bevor er den Geierschwarm durch die Baumkronen sah. Ganz in der Nähe fand offenbar ein Leichenschmaus der besonderen Art statt.

So müde Dr. Torrence auch war, er konnte der Versuchung, einen Blick auf das Geschehen zu werfen, nicht widerstehen. Das Studium der wildlebenden Tiere war nicht nur sein Beruf, sondern auch seine Passion.

Was er suchte, war nicht schwer zu finden. Geier pflegten ein Heidenspektakel zu veranstalten, wenn

sie sich zum Fressen niederließen: Auf einer kleinen Lichtung waren mindestens zwanzig Vögel damit beschäftigt, einen Kadaver in Stücke zu reißen.

„Schhh! Verschwindet! Schhh!“ Während er sich näherte, wedelte der Biologe laut rufend mit den Armen.

Mit wütenden Schreien erhoben sich die Vögel in die Lüfte. Sie flogen nicht weit, sondern ließen sich in der Nähe auf niedrigen Zweigen nieder und beobachteten das Tun des Menschen gierigen Blicks und mit schräggelegten Köpfen.

Dr. Torrence streifte seinen Rucksack ab und hockte sich neben die Überreste eines großen Keilers. Er pfiß überrascht durch die Zähne. Während der Anblick blauschimmernder Eingeweide den meisten Menschen den Magen umgestülpt hätte, regte sich in Dr. Torrence lediglich Neugier.

Wilde Eber gehörten zu den stärksten Tieren, die im mittelamerikanischen Urwald lebten. Ein angreifender Keiler würde nicht einmal durch einen Schuß zwischen die Augen zu bremsen sein. Was also mochte dieses Tier getötet haben?

Er betrachtete das zerfetzte Fleisch. Auf den ersten Blick erkannte er nur, daß die Geier bei ihrem Mahl ganze Arbeit geleistet hatten, doch dann entdeckte er etwas, das ihn veranlaßte, noch einmal genauer hinzusehen.

Zwischen den offenen Wunden waren grellrote Pusteln, die ballonartig aufgequollen waren. Sie

pulsierten, als hätten sie ein eigenes Herz. Dies waren nicht die ersten Pusteln, die Dr. Torrence in seiner Biologenkarriere zu sehen bekam, doch es waren eindeutig die widerlichsten.

Noch interessanter waren allerdings die großen orange-roten Käfer, die um die Beulen herumkrabbelten. Ob sie diese Farbe stets trugen oder ob das grelle Feuerrot das Ergebnis einer ausführlichen Blutschlemmerei war, wußte Dr. Torrence nicht zu sagen - und das war nur eine von vielen Fragen, denen er auf den Grund gehen wollte.

Immer noch am Boden hockend griff er in seinen Rucksack und zog einen Musterkoffer hervor. Dann entnahm er einer Seitentasche ein Paar Latexhandschuhe und streifte sie über. Nur einen Augenblick später war einer der Käfer sicher in dem Kunststoffkästchen verstaut, und Dr. Torrence wandte sich erneut dem Kadaver zu.

Die rot glänzenden Beulen waren gewaltig, und sie schienen immer noch größer zu werden, während er den Kadaver studierte. Bei jedem Pulsschlag spannte sich die Haut ein wenig mehr, bis sie von einem durchscheinenden Rot war. Mit einem latexgeschützten Finger tippte der Biologe gegen die Beule, die ihm am nächsten war.

„Uuuhhh“, grunzte er angewidert, als die Pustel aufplatzte und Eiter auf seine Brille spritzte. Voller Abscheu verzog er das Gesicht, während er die Gläser an seinem Hemd abwischte und die Brille

wieder aufsetzte. Er betrachtete die Wunde, die unter der Beule zum Vorschein gekommen war - und beschloß, daß er für den Augenblick genug gesehen hatte. Er würde sicher mehr erfahren können, wenn er den Wald verließ und ins Labor zurückkehrte.

Dr. Torrence sollte seine Antworten schneller erhalten, als ihm lieb sein konnte.

Am nächsten Tag fühlte er sich zu schwach, um mehr als eine Handvoll Insekten im Wald zu fangen. Als er sich schließlich wieder zu seinem Lager zurückschleppte, war sein Körper trotz der abendlichen Kühle schweißüberströmt. Er stolperte in sein Zelt und kroch in seinen Schlafsack, in dem er abwechselnd zitternd und schwitzend liegenblieb.

Sein Gehirn kämpfte mit den Wogen der Finsternis, die sein Bewußtsein überfluten wollten. Er wußte, daß er sich noch einmal aufraffen und den Schlafsack verlassen mußte. Er mußte zum Funkgerät, und wenn es das letzte war, was er in seinem Leben tun würde.

Im Zwielflicht der heraufziehenden Dämmerung krabbelte er aus dem Zelt und richtete den Strahl seiner Taschenlampe vor sich. Neben einem Holzstamm in der Nähe des verlöschenden Lagerfeuers entdeckte er das Funkgerät. Rasch schaltete er das Gerät an und regulierte die Frequenz. Dann räusperte er sich und sprach, so laut er konnte, in

das Mikrofon. Doch aus seiner zugeschnürten Kehle kam kaum mehr als ein heiseres Krächzen. „BDP Basislager, bitte kommen. Basislager, bitte melden.“

Keine Antwort.

Er beschloß, einen Augenblick zu warten und es dann erneut zu versuchen.

Sein Gesicht schien zu glühen. Er strich mit der Hand über die Haut und ertastete die brennenden Pusteln, die ihn quälten.

Geschwächt griff er erneut zum Mikrofon und atmete tief ein. Ein verzweifelter Keuchen entrang sich ihm: „Hier spricht Dr. Robert Torrence vom Biodiversity Project. Ich bitte um sofortige Evakuierung aus dem Sektor Z-Eins-Fünf.“

Er unterbrach sich, als ihm der Atem ausging, sog neue Luft in seine pfeifenden Lungen und preßte hervor: „Dies ist ein medizinischer Notfall. Ich wiederhole: ein medizinischer Notfall. *Bitte antworten Sie.*“

Erschöpft fiel er auf den Rücken und starrte in das gleichgültige Blätterdach des Regenwalds, während er dem statischen Rauschen ungenutzter Funkwellen lauschte.

Ich werde nie herausfinden... Ihm fehlte die Kraft, den Gedanken zu Ende zu führen.

Das letzte Bild, das sein Geist bewußt wahrnahm, war das unzähliger Geier am azurnen tropischen Abendhimmel.

Filipo Garcia, Anführer eines bewaffneten Kommandotrupps im Urwald von Costa Rica, hörte das Kreischen der Geier über den Bäumen.

„Wartet eine Sekunde“, befahl er seinen Männern auf Spanisch. „Habt ihr das gehört?“

Garcia war kein Biologe, doch er war im Dschungel aufgewachsen. Er kannte dieses Geräusch, und er wußte, was es zu bedeuten hatte.

Das gleiche galt für seine Männer. Sie stellten keine Fragen, als er sie zur Quelle des Kreischens führte. „Kommt, versuchen wir es dort drüben.“

Als die Männer die Lichtung betraten, gab Garcia einen Schuß ab. Rasch erhoben sich die Vögel in die Luft, einem Schwärm dunkler Todesengel gleich.

Zurück blieben Wolken summender Insekten.

Garcia scheuchte die Insekten fort und starrte auf den reglosen Körper hinunter. War das der Yankee-Wissenschaftler, den sie suchen und mit dem Hubschrauber ausfliegen sollten?

Von dem Gesicht des Mannes war nicht genug übrig, um wirklich sicher sein zu können. Nur eine Drahtgestellbrille, deren Gläser unter den unbarmherzigen Schnabelhieben zerbrochen waren, hatten die Geier zurückgelassen.

Das Cumberland Staatsgefängnis war kein behagliches Bauwerk. Doppelte Lagen Stacheldraht begrenzten die hohen Mauern und die Wachtürme. Im Inneren führten kahle Flure an langen Reihen stählerner Türen vorbei, und hinter diesen Türen befanden sich winzige Zellen, von denen mehr als Einzelzellen dienten als in den meisten anderen Gefängnissen. Der Staat Virginia schickte seine gewalttätigsten Verbrecher nach Cumberland, damit sie ihre Schuld gegenüber der Gesellschaft in langen Jahren der Einsamkeit mit Zins und Zinseszins bezahlten.

Darnell Winston war bereits seit einem Jahr Wärter in Cumberland. Lang genug, um die Gefangenen kennenzulernen, aber nicht lang genug, um sein Mitgefühl zur Gänze zu verlieren. Besonders ein Bursche namens Bobby Torrence tat ihm leid. Auch für einen böartigen Menschen wie Bobby war es hart, Tag für Tag und Nacht für Nacht allein in einer Zelle zu hocken und nichts vor sich zu haben außer dem Rest seines Lebens.

Winston störte die zusätzliche Arbeit nicht, als er Bobby ein Päckchen zu bringen hatte. Möglicherweise würde es dem Gefangenen ein wenig Freude bereiten.

Doch Bobby machte sich nicht einmal die Mühe, von seiner Pritsche aufzustehen, als sich Winston vor die Klappe der Zellentür stellte und rief: „Hey, Bobby, du hast Post bekommen. Vielleicht schickt dir jemand ein Geschenk.“

„Stiehl mir nicht meine Zeit, Winston“, knurrte Bobby und starrte weiter mit finsterem Blick vor sich hin. „Wir wissen doch beide, daß ich niemanden habe.“

„Aber vielleicht ist es von dieser religiösen Wohlfahrtseinrichtung, unten in Annandale. Ich habe gehört, daß sie manchmal Kuchen schicken.“

Als Bobby nicht antwortete, schob Winston das Päckchen durch die Klappe und ging achselzuckend davon.

Manche Leute wollen sich einfach nicht helfen lassen, dachte er. Allmählich begann er zu begreifen, warum die anderen Wärter hämische Gesichter zogen, wenn er sich ihrer Meinung nach wieder einmal völlig unnötig um die Gefangenen sorgte.

Teilnahmslos starrte Bobby auf das Päckchen am Zellenboden, bis er sich endlich aufraffen konnte, es aufzuheben.

Ungeöffnet sagte es ihm nicht viel. Der Absender war zu stark verwischt, als daß er ihn bei der schwachen Beleuchtung hätte entziffern können. Das Päckchen war zuerst an andere Adressen geliefert worden, bis der Lieferservice ihn hier gefunden hatte, und die vorherigen Eintragungen

waren alle durchgestrichen. Nur sein Name war deutlich zu lesen: *Robert Torrence*.

„Wenigstens weiß irgend jemand, daß ich noch am Leben bin - falls man das hier Leben nennen kann“, maulte er leise vor sich hin. „Aber was kann man mir schon schicken wollen?“

Bobby riß das Päckchen auf und zog einen Gegenstand von der Größe eines männlichen Unterarms hervor, der in Zeitungspapier gewickelt war. Er versuchte, die Zeitungsfetzen zu lesen, doch sie waren in spanischer Sprache geschrieben. Verwundert schüttelte er den Kopf.

„Da hat bestimmt jemand Mist gebaut.“ Er riß das Zeitungspapier ab und schnappte überrascht nach Luft.

„Uuuuhhh!“

Er hielt das Bein eines Schweins in der Hand, das in Höhe der Hüfte abgetrennt worden war.

Wie eine glühende Kohle ließ er es fallen und trat mit dem Fuß danach. Das Bein prallte gegen die Zellenwand und blieb kaum eineinhalb Meter von ihm entfernt liegen. '

Bobby preßte das Gesicht an die Zellentür und brüllte: „Hey, Winston, findest du das etwa witzig? Was für einen Dreck ziehst du hier ab?“

Er wartete, doch er erhielt keine Antwort. Keine hallenden Schritte näherten sich seiner Zelle. Er holte tief Luft und brüllte noch lauter: „*¡¡olt dieses Ding aus meiner Zelle!*“

Wieder keine Antwort.

Winston würde vor dem Frühstück nicht wiederkommen, und bis dahin dauerte es noch zehn Stunden.

Bobby ging zu seiner Pritsche zurück, legte sich hin und schloß die Augen. Schlaf war für ihn die einzige Möglichkeit, die Zeit zu vergessen.

Aber der Schlaf wollte sich nicht einstellen. Bobbys Augenlider flatterten und hörten nicht auf, sich wieder und wieder zu öffnen, so sehr er sich auch bemühte, sie geschlossen zu halten. Er wollte dieses scheußliche Schweinebein nicht ansehen - doch er konnte nicht anders. *Wie früher, wenn ich Zahnschmerzen hatte*, dachte er wütend. Als Kind war es ihm auch nie gelungen, seine Zunge von dem kranken Zahn fernzuhalten.

Als er schließlich aufgab und das Bein betrachtete, weiteten sich seine Augen.

Mit angehaltenem Atem sah er genauer hin. Teile der Haut waren rot und fleckig geworden, und innerhalb dieser Flecken wuchsen ekeleregende Beulen heran.

Er stand auf, um sich die Sache aus der Nähe anzuschauen - und tatsächlich: Es sah aus, als würden sich die Beulen bewegen. Sie pulsierten wie kleine bloßliegende Herzen.

Ungläubig ging Bobby in die Hocke, um mehr erkennen zu können.

Und das war ein Fehler - ein Fehler, dessen

Tragweite Bobby Torrence nicht mehr begreifen würde.

Die beiden Männer, die ihn am nächsten Tag untersuchten, waren besser im Bilde.

Osborne und Auerbach trugen schützende Dekontaminationsanzüge, die sie von Kopf bis Fuß einhüllten. Durchsichtige Kunststoffmasken bedeckten ihre Gesichter. Als sie sich am Untersuchungstisch über Bobby Torrence lehnten, erinnerten sie an ein Paar schwitzender Astronauten. Eine starke Lampe beleuchtete die roten Beulen an Bobbys Körper, deren schimmernde Oberfläche das helle Licht in einem häßlichen Rot reflektierten.

„Wann wurde er infiziert?“ fragte Osborne.

„Vor ungefähr achtzehn Stunden“, entgegnete Auerbach.

Verblüfft schüttelte Osborne den Kopf. „Ich habe noch nie gehört, daß sich irgend etwas so schnell entwickelt. Nicht einmal das hier.“

Bobby stöhnte, als er in das schmerzhaft grelle Licht blinzelte.

Verschwommen erkannte er zwei Männer, die sich über ihn beugten. Was ging hier vor? Was stimmte nicht mit ihm?

Mühevoll keuchte er: „Wo ist der Gefängnisarzt?“

Doch die beiden Männer ignorierten seine Worte, während einer von ihnen die Größe der Beulen maß.

Bobbys Zunge fühlte sich an, als wäre sie tonnenschwer, trotzdem versuchte er es noch einmal.
„Ich will den Gefängnisarzt sprechend“

„Keine Sorge“, besänftigte ihn Auerbach. „Wir sind Spezialisten, Mr. Torrence.“

Osborne beendete seine Messung. „Neunzehn Zentimeter“, erklärte er Auerbach, der die Zahl sogleich notierte. „Die Beulen scheinen ungefähr gleich groß zu sein.“

„Wie ist seine Temperatur?“ fragte Auerbach, wobei er den Stift weiter geschäftig über das Papier hielt.

„Neununddreißig-komma-sieben.“

„Ein halbes Grad mehr als noch vor einer Stunde“, bemerkte Auerbach. „Wir werden sie in zehn Minuten noch einmal prüfen, falls...“

„Ja, falls - aber das ist eher unwahrscheinlich“, brummte Osborne. Er kontrollierte ein Meßgerät, das mit einer Sonde in Bobbys Nase verbunden war. „Die Sauerstoffsättigung liegt bei zweiundachtzig Prozent.“

„Jesus! Was stimmt nicht mit mir?“ schrie Bobby. Verzweifelt stemmte er sich gegen die Gurte, die ihn auf dem Tisch festhielten.

„Beruhigen Sie sich, Mr. Torrence“, erwiderte Auerbach. „Wir sind hier, um Ihnen zu helfen.“

„Wir sind Ihre Freunde“, fügte Osborne hinzu, während er eine Injektionsnadel in Bobbys Arm stach.

Bobby sah das schwammige Lächeln auf den Gesichtern der beiden Männer - ein Lächeln, so durchsichtig wie die Plastikmasken, die sie trugen.

„Mit Freunden wie euch brauche ich keine...“
begann Bobby.

Doch er kam nicht mehr dazu, den Satz zu beenden.

Winston bedauerte, was Bobby Torrence widerfahren war. Es wäre ihm egal gewesen, wenn so etwas Paul Zimmer oder Steve Tyson zugestoßen wäre. Soweit es Winston betraf, gab es nichts, was schlimm genug war, um es Paul oder Steve nicht von Herzen zu gönnen.

Paul war ein hünenhafter Schläger, dessen Muskeln zu wahren Bergen anschwellen konnten. Mit seinen langen Haaren und dem ungepflegten Bart sah er aus wie ein Desperado. Seine stets spöttisch verzogenen Lippen verliehen ihm das Aussehen genau des brutalen Gewaltverbrechers, der er auch war.

Steve war dünn und drahtig. Ein dunkler Bartschatten bedeckte sein Gesicht. Er war Pauls Kumpele, und er war nicht minder böseartig. Allerdings war Paul ein wenig gerissener als die anderen Sträflinge - was ausreichte, um Paul in Steves Augen zum Helden zu machen. Wohin ihn Paul auch führte, der Dünne folgte ihm, und zumeist schlitterten die beiden von einer Gewalttat zur nächsten.

Sie hatten einen Ruf in Cumberland, und selbst hartgesottene Verbrecher gingen ihnen aus dem Weg. Als Winston sie in Bobbys alte Zelle

schickte, hielt er einen sicheren Abstand und achtete darauf, die Hand stets in der Höhe seiner Pistole zu haben.

Doch es lag nicht nur an den beiden Männern, daß Winston es vermied, die Zelle zu betreten. Er selbst hatte Bobby gefunden, während sich der Gefangene vor Schmerzen auf dem Boden wand, und er wollte nicht näher an das heran, was hier noch zurückgeblieben sein mochte. Nur zu gut konnte er sich an Bobbys entstellten Körper, Arme und Beine übersät von abscheulich pulsierenden Blasen, erinnern. Winston wußte, daß ihn diese Beulen noch in seinen Träumen verfolgen würden.

Durch die geöffnete Zellentür bellte er den beiden Sträflingen Befehle zu. „Packt jedes Teil von seinem Bettzeug und alle seine Kleider in den Wäschereibehälter“, ordnete er an. „Und vergeßt nichts. Kein Kissen und kein Taschentuch. Und sorgt dafür, daß der Behälter fest verschlossen ist, ehe ihr ihn aus der Zelle rollt. Ich werde in zehn Minuten zurück sein. Ich erwarte, daß ihr bis dahin fertig seid.“

„Ja, Sir“, säuselte Paul ironisch. „Sonst noch was?“

„Riskier hier keine große Lippe! Tu einfach, was ich dir sage!“

Mit diesen Worten warf Winston die Tür ins Schloß, drehte den Schlüssel herum und stiefelte den Korridor hinunter.

Paul wandte sich zu Steve um, der ein Laken in einen großen gelben Kunststoff behälter auf Rädern stopfte.

„Hast du gesehen?“ bemerkte er. „Der konnte gar nicht schnell genug wegkommen.“

Steve runzelte die Stirn. „Der ganze Zellenblock ist leer.“

Paul nickte. „Ja, und McGuire sagt, daß die Krankenstation voll ist. Sie stellen sogar noch neue Betten auf.“

Steve dachte einen Augenblick nach. „Vielleicht geht ja irgendwas rum.“

Paul musterte Steve aus verengten Lidern. Steve war okay, ein guter Kumpel, und im Knast brauchte man einen Kumpel, jemanden, der einem den Rücken deckte. Doch es verblüffte Paul immer wieder, mit wie wenig Grips der Dünne gesegnet war.

„Ja, etwas geht rum“, echote Paul schließlich. „Schätze, so kann man es ausdrücken.“

„Hey, weißt du etwa was darüber? Ich meine, was hier vorgeht?“ fragte Steven. *Überlaß das nur Paul*, dachte er im gleichen Moment. Paul war immer derjenige, der Bescheid wußte.

„Ich *weiß*, daß diese Laken und das ganze Zeug hier *nicht* in die Wäscherei kommen“, entgegnete Paul.

Verdutzt zog Steve die Augenbrauen hoch. „Was meinst du damit?“

Paul hätte warten können, bis Steve von allein darauf kam, doch so viel Zeit hatten sie nicht. „McGuire sagte, sie kommen in eine Art Verbrennungsanlage.“

„Keine Wäscherei?“ wiederholte Steve mit besorgter Stimme.

„Keine Sorge, sie verbrennen nur das Zeug aus diesem Zellenblock hier“, versicherte ihm Paul.

„Der Wäschewagen kommt trotzdem wie immer.“

„Bist du sicher?“

„McGuire hat's mir gesagt. . .“

„Na ja, er muß es ja wissen“, kommentierte Steve.

„Er ist ja schon seit dreißig Jahren hier drin.“

„Ja, ist fast schon ein Zuhause für ihn... Nicht, daß ich ihn dabeihaben wollte, aber er würde es nicht einmal versuchen, wenn er die Gelegenheit dazu bekäme. Er hat vergessen, wie es draußen ist.“

„Ich nicht“, erwiderte Steve versonnen.

„Ich auch nicht“, stimmte Paul zu. „Besonders, wenn ich daran denke, was mich da draußen erwartet. Warte nur, bis du sie kennlernst, sie und den Kleinen.“

„Ich kann's kaum erwarten.“

„Hey, du bist mein Mann“, lobte Paul und schlug Steve freundschaftlich auf die Schultern. Steve grinste, obwohl selbst diese wohlwollenden Puffer schmerzten. „Du wirst nicht mehr lange warten müssen.“

Special Agent Dana Scully erkannte stets, wenn ihr Partner, Special Agent Fox Mulder, mißgestimmt war.

Mulder mußte nichts sagen, und meistens tat er das auch nicht. Seine Augen wurden einfach ein bißchen dunkler, und er preßte auf unnachahmliche Weise die Kiefer aufeinander.

Und momentan kochte Mulder geradezu vor Wut. Dieser Auftrag war, gelinde gesagt, nicht sein Fall. Es gab eine Menge wichtigere Dinge in der Welt - und jenseits der Welt -, die Mulder lieber untersuchen wollte. Doch Befehl war nun einmal Befehl, und Mulder war ebenso sehr Profi wie Scully.

Als sie das Tor des Cumberland Staatsgefängnisses erreichten, zückten sie ihre FBI-Marken. Ohne eine Miene zu verziehen, überprüfte der diensthabende Wachmann ihre Ausweise und telefonierte dann. Er sprach einige Minuten lang, wobei er sorgsam darauf achtete, daß Mulder und Scully sein Gespräch nicht mithören konnten.

Die beiden Agenten wechselten vielsagende Blicke. Dies war ein erster Hinweis darauf, daß irgend etwas an diesem Fall anders war - norma-

lerweise reichten ihre Dienstmarken aus, um problemlos Zutritt zu einem Gefängnis zu erhalten. Doch die Wache am Tor war auch kein typischer Gefängniswärter. Dieser Mann trug die Uniform der Nationalgarde, und seine halbautomatische Waffe lag in Griffweite.

Zwei weitere bewaffnete Soldaten erschienen auf der Bildfläche.

Der Wachmann gab Scully und Mulder ihre Ausweise zurück. „Diese Männer werden Sie hineinbegleiten“, erklärte er dann unmißverständlich.

Während einer der beiden Soldaten voranging und die Agenten in das Gefängnis führte, folgte der andere erst hinter Mulder und Scully. Ihre Schritte hallten durch die leeren Korridore und über eiserne Treppen. Eine krachende Stahltür nach der anderen brachten sie hinter sich, ohne auch nur einer Menschenseele zu begegnen. Trotzdem hielten die beiden Soldaten ihre Waffen schußbereit.

„Ich dachte, es geht um einen einfachen Gefängnisausbruch und nicht um den dritten Weltkrieg“, flüsterte Scully Mulder zu.

„Das habe ich auch geglaubt“, entgegnete Mulder, mehr im Selbstgespräch. Scully bemerkte, daß sein Zorn allmählich verraucht und einem wachsenden Interesse gewichen war.

„Wann sind Sie angerufen worden?“ fragte Scully.

„Um fünf Uhr heute morgen. Ich war gerade so weit, eine Runde zu laufen, und wollte mich dann in aller Ruhe meinen Nachforschungen widmen.“

„Bei mir war es ähnlich, abgesehen vom Laufen natürlich...“

„Was haben Sie für Informationen bekommen? Ich habe nicht viel erfahren, nur daß ich Sie hier treffen sollte. Man hat mir gesagt, Sie würden mir die Einzelheiten erklären.“

„Ich habe auch nur dürftige Fakten.“ Scully schüttelte bedauernd den Kopf. „Laut meiner Arbeitsanweisung sind die beiden Gefangenen in einem Wäschereiwagen entkommen.“

„Besser, als einen Tunnel mit dem Teelöffel zu graben“, witzelte Mulder. „Die Wachen haben anscheinend nicht genug Gefängnisfilme gesehen.“

Scullys Miene blieb ernst. „Beide Männer hatten lebenslange Haftstrafen zu verbüßen. Sie sind Mörder und extrem gewalttätig.“

Sie brachen ihr Gespräch abrupt ab, als der Soldat vor ihnen mit erhobener Hand stehenblieb. Er nahm den Telefonhörer neben einer verschlossenen Tür ab und wählte eine Nummer.

„Die FBI-Agenten“, meldete er. „Sind beide hier.“

Er lauschte einen Augenblick und sagte dann: „Ja, Sir.“

Der Soldat öffnete die Tür und trat zur Seite. „Sie dürfen hineingehen.“

Der Raum, den Scully und Mulder betraten, war groß, langgestreckt und leer. Auf jeder Seite befand sich eine Stahltür mit einem Sichtfenster, die auf einen Korridor hinausführte.

Mulder blickte durch eine der Luken. Im nächsten Augenblick winkte er Scully, sich zu ihm zu gesellen.

Was sie auf der anderen Seite der Tür zu Gesicht bekamen, waren zwei Männer in Schutzanzügen und Masken, die einen Tisch auf Rädern, vollgestellt mit allerlei medizinischen Ausrüstungsgegenständen, in einen Raum auf der anderen Seite des Gangs schoben.

„Ich dachte, dies sei ein Hochsicherheitsgefängnis“, murmelte Mulder.

„Das ist es auch“, entgegnete Scully.

„Was haben dann die Leute in den komischen Anzügen hier zu suchen?“

„Schwer zu sagen...“ Scully zuckte die Achseln. „Sieht aus, als wären sie mit einer Art Entseuchung beschäftigt. Freigesetzte Chemikalien vielleicht. Oder ein Asbestproblem oder möglicherweise eine ansteckende Krankheit. Mehr kann ich von hier aus . . .“

Sie unterbrach sich, als die Tür auf der anderen Seite des Raums aufflog und mehrere Männer eintraten.

Es waren mindestens fünfzehn, und alle trugen marineblauen Windjacken, auf denen vorn und

hinten in goldenen Lettern der Schriftzug U.S. MARSHAL prangte.

Einer der Männer bedachte Scully und Mulder mit besonders eisigen Blicken, und als er sprach, klang seine Stimme sogar noch kälter. „FBI?“

„Das ist richtig“, entgegnete Mulder ruhig.

„Was ist los? Habt ihr nicht mehr genug korrupte Politiker, um euch zu beschäftigen?“ blaffte der Marshal.

„Wie meinen?“ Mit einem Ausdruck spöttelnder Überraschung zog Mulder die Augenbrauen hoch. Er wußte aus Erfahrung, daß das FBI oftmals zwiespältige Gefühle bei den Leuten hervorrief - Gefühle, die nicht eben herzlich waren.

Einer der Soldaten übergab dem Marshal ein Blatt Papier. Er überflog es, ehe er die beiden Agenten erneut fixierte. „Mulder und Scully also?“

„So ist es“, bestätigte Scully äußerst kühl. „Und wer sind Sie?“

„Tapia“, schnarrte er. Er schien kein Freund vieler Worte zu sein.

„Wir haben die offizielle Anordnung erhalten, bei dieser Menschenjagd mit Ihnen zusammenzuarbeiten“, informierte ihn Scully.

„Hat einer von Ihnen schon einmal an der Verfolgung eines entflohenen Strafgefangenen teilgenommen?“ verlangte Tapia zu erfahren.

„Nein.. .“

„Dann werden Sie uns eine große Hilfe sein, wenn Sie einfach versuchen, uns nicht im Weg zu stehen.“ Tapia machte aus seiner Verachtung keinen Hehl. Er wandte sich ab, und seine Körpersprache machte mehr als deutlich, daß das Gespräch für ihn beendet war.

Als Mulder das Wort ergriff, klang seine Stimme schneidend: „Wir werden tun, was Sie verlangen, doch zuerst wollen wir mit der für diesen Einsatz zuständigen Person sprechen.“

Tapia versteifte sich. Dann wirbelte er herum und starrte Mulder an. „*Jch* bin für diesen Einsatz zuständig“, schnappte er.

„Offensichtlich nicht“, konterte Mulder. „Sonst wüßten Sie ja, warum wir zu dieser Sache hinzugezogen worden sind.“

In diesem Augenblick mischte sich Scully ein und versuchte, die Situation zu entschärfen. „Wir wissen wirklich nicht, warum wir herbeordert wurden“, erklärte sie etwas freundlicher. „Vielleicht wäre es das Beste, wenn wir mit dem Gefängnisdirektor sprechen oder mit jemandem, der. . .“

Tapia unterbrach sie. „Es ist niemand hier. Die Nationalgarde hat das Gefängnis übernommen, und die haben die meisten Abteilungen geschlossen.“

„Und warum?“

„Warum! Ich weiß nicht, warum!“ antwortete Tapia mit sichtlichem Unbehagen. „Unsere Arbeit

als Bundesmarshals findet nicht hier drinnen statt, sondern dort draußen, wo wir versuchen werden, die beiden Schwerverbrecher wieder einzufangen."

Damit wandte er sich erneut ab und ging raschen Schritts davon.

Leicht ratlos sahen Scully und Mulder zu, wie Tapia seine Marshals zur Tür hinausführte. Die beiden Soldaten der Nationalgarde folgten ihnen auf dem Fuße und überließen die beiden Agenten sich selbst.

„Von wem kam diese Anweisung, Scully?“

„Sie kam aus Skinners Büro.“

„Hat er irgend etwas darüber gesagt, warum er uns hierhaben will?“

„Nein.“ Scully machte eine vage Geste. „Warum?“

„Das ist keiner der Fälle, zu denen das FBI üblicherweise hinzugezogen wird.“

Während er sich wieder der Tür zuwandte, stellte sich Scully hinter ihn und schaute ihm über die Schulter.

Erneut konnten sie die Dekontaminationsmannschaft bei der Arbeit beobachten. Die Männer schoben einen weiteren Tisch in einen Raum hinein. Mulder war sich nicht sicher - doch er glaubte, auf dem Tisch einen Körper erkannt zu haben.

„Ich glaube, man hat uns nicht die ganze Geschichte erzählt“, stellte er mit Nachdruck fest.

„Da muß ich Ihnen zustimmen.“

Mulder drehte sich zu seiner Partnerin herum. „Denken Sie, Sie könnten...“, er reckte den Daumen über die Schulter, „. . . dort hinein und herausfinden, was da vor sich geht?“

Mit einem erneuten Blick durch das Sichtfenster analysierte Scully noch einmal die Lage. „Ich kann es versuchen.“

Mulder lächelte ihr aufmunternd zu und machte dann Anstalten, den Raum zu verlassen.

„Aber. . . wo wollen Sie denn hin?“

„Ich werde versuchen, Tapia im Weg zu stehen.“

Mulder holte Tapia und seine Männer ein, als sie gerade das Gefängnis verließen.

„Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich Sie begleite?“ fragte Mulder den Marshai mit der versteinerten Miene.

„Ich wüßte nicht, wie ich Sie aufhalten könnte“, entgegnete Tapia. „Offenbar sind Sie ja dazu autorisiert.“

„Ich würde es zu schätzen wissen, wenn Sie mir alle möglichen Informationen über diese Art der Operation geben könnten. . .“ Mulders Tonfall war so höflich, als wäre er mit offenen Armen empfangen worden.

„Ich habe keine Zeit, Ihnen beizubringen, wie man einen Job erledigt“, entgegnete Tapia scharf. „Diese beiden Männer sind die geborenen Mörder. Wandelnde Zeitbomben. Jede Minute, in der sie frei sind, kann es zu einem neuen Mord kommen.“

Doch plötzlich besann er sich eines Besseren. „Okay, Agent Mulder.. . ich werde Ihnen eine kurze Einweisung geben. Aber danach werden Sie ganz einfach Ihren Mund zu- und Ihre Augen offenhalten.“

„In Ordnung“, nickte Mulder gehorsam. „Ich bin ganz Ohr.“

„Bei einer Menschenjagd wie dieser“, begann Tapia, „können wir nichts anderes tun, als die Gegend rund um das Gefängnis in immer größeren Kreisen zu durchkämmen. Aber wir können nicht damit rechnen, die Flüchtigen tatsächlich auf diese Weise zu schnappen - es sei denn, wir hätten unverschämtes Glück. Bei Typen wie diesen beiden werden wir vermutlich abwarten müssen, bis die ersten Berichte der örtlichen Polizei eintreffen, die uns auf ihre Spur bringen.“

„Berichte worüber?“ fragte Mulder mit gespielter Unschuld.

„Na, raten Sie mal“, erwiderte Tapia rüde. Dann wandte er sich ab und eilte davon, während sich Mulder an seine Fersen heftete.

„Ich muß aber!“ jammerte die siebenjährige Ellen Tracy.

„Ich auch“, verkündete ihre fünfjährige Schwester Alice.

Robert Tracy, der am Steuer des Wohnmobils saß, sprach streng mit seinen Töchtern. „Kinder, ich habe euch doch erst vor zwanzig Minuten gefragt, direkt bevor wir den Campingplatz verlassen haben.“

Doch die Mädchen ließen sich nicht beeindrucken. Sie wußten, daß ihr Vater unter seiner rauen Schale einen überaus weichen Kern besaß.

„Aber ich muß", tat Ellen erneut kund.

„Ich auch", wiederholte Alice.

„Liebling, laß uns das Ende einer wundervollen Woche nicht mit einem Familienstreit verderben", warf Roberts Frau Anne ein. „Sieh mal, dort ist ein Rastplatz. Wir können eine Minute Pause machen, und dann sind wir gleich wieder unterwegs."

„Okay, du hast gewonnen", grummelte Robert. Er lenkte das große Wohnmobil vom Highway herunter und parkte es direkt vor einem niedrigen Backsteingebäude mit der Aufschrift ‚BEAR CREEK STATE PARK TOURIST CENTER'.

Kaum stand das Fahrzeug, da sprangen die Mädchen auch schon hinaus. Ihre Mutter folgte ihnen rasch, ehe auch Robert den Wagen verließ.

„Dann kann ich ja auch gehen", rief er ihnen nach. „Wir haben noch eine lange Fahrt vor uns, wenn wir vor Einbruch der Dunkelheit zu Hause sein wollen. Also laßt uns keine Zeit verschwenden. Okay, Mädchen?"

Robert sah zu, wie seine Frau und seine Kinder in der Damentoilette auf der rechten Seite des Gebäudes verschwanden, dann suchte er selbst die Herrentoilette auf der linken Seite auf.

Dort steuerte er direkt auf das Urinalbecken an der Wand zu. Als er sich umblickte, registrierte er, daß der Raum sauber und ordentlich war. Es war gut zu wissen, daß seine Steuergelder zu etwas nütze waren.

Hätte Robert Tracy genauer hingesehen, wären ihm vielleicht ein paar bestiefelte Füße aufgefallen, die in einer der Kabinen auf den Boden herabsanken. Jemand hatte auf dem Becken gestanden, um nicht gesehen zu werden.

Robert hörte nicht, wie die Kabinentür hinter ihm geöffnet wurde - und er sollte auch nie erfahren, wer ihm mit einem einzigen gezielten Schlag das Leben nahm.

Mehr als diesen einen Hieb brauchte Paul Zimmer nicht. Steve Tyson, der sich in einer anderen Kabine versteckt hatte, kam zu spät, um an dem Spaß teilzuhaben. Er fing die Brieftasche auf, die Paul ihm grinsend zuwarf, während er gleichzeitig triumphierend mit einem Satz Autoschlüssel winkte.

Anne Tracy sollte ein wenig mehr von den beiden Männern zu sehen bekommen als Robert.

Als sie ihre Töchter aus der Damentoilette scheuchte, bemerkte sie zu ihrem Schreck, daß das Wohnmobil an ihnen vorbei in Richtung Highway davonbrauste. Am Steuer saß ein großer Mann mit Bart und langem Haar, das offen im Wind flatterte. Neben ihm beugte sich ein zweiter Mann aus dem Fenster und schrie: „Juch'hu!“

Die kleinen Mädchen starrten dem Wagen mit offenstehenden Mündern nach.

„Robert“, keuchte Anne.

Sie spurtete los, um nachzusehen, ob er noch immer in der Herrentoilette war.

Er war dort.

Irgendwie fand sie die Kraft, von einem Münztelefon aus die Polizei zu alarmieren, bevor sie ihre Kinder in die Arme schloß.

„Nicht weinen, nicht weinen“, wisperte sie ihnen zu, während ihr die Tränen über das Gesicht rannen.

Das Handy in Chief Marshai Tapias Tasche klingelte.

Mulder beobachtete, wie Tapia es hervorzog und etwa eine Minute lang zuhörte, ehe er es wieder abschaltete.

Noch bevor er den Mund aufmachte, konnte Mulder dem Marshai am Gesicht ablesen, was er sagen würde.

„Das erste Opfer“, verkündete Tapia in grimmigem Ton.

Mulder betrachtete den reglosen Körper am Boden der Herrentoilette. Der Hinterkopf des toten Mannes war eingedrückt, und auf dem weißen Fliesenboden hatte sich eine Pfütze Blut angesammelt, die bald zu einem häßlichen Rostbraun geronnen sein würde.

„Vermutlich war die Tatwaffe ein Stein“, erklärte Tapia. „Schätze, den werden wir ganz in der Nähe finden.“

„Ein Stein und jede Menge Muskeln“, bemerkte Mulder. „Aber ich bezweifle, daß sich die Muskeln ebenfalls noch in der Nähe aufhalten.“

„Genug gesehen?“ fragte Tapia.

Mulder warf noch einen Blick auf die Leiche und nickte.

„Dann wird es Zeit, die Witwe zu verhören“, befand Tapia und marschierte nach draußen.

Mulder verspürte nur wenig Lust, an dieser Befragung teilzunehmen. Als er mit den Marshals und ihrer Streifenwagenarmada angekommen war, hatte er die weinende Frau und die beiden verängstigten Mädchen vor dem Toilettenhäuschen gesehen - und das reichte ihm. Die schluchzende Frau hatte am ganzen Leib gezittert und war kaum

fähig gewesen, auch nur mit dem Finger auf die linke Seite zu deuten.

Es gab Momente, in denen sich Mulder wünschte, kein Special Agent zu sein: Anne Tracy darum zu bitten, den Alptraum, der ihr Leben zerstört hatte, noch einmal zu durchleben, war einer davon.

Er konnte nur hoffen, daß Scully sich in einer etwas angenehmeren Lage befand.

Im Gefängnis starrte Scully noch immer durch das Fenster in der Tür und überdachte ihre nächsten Schritte.

Das Dekontaminationsteam war in einem anderen Raum verschwunden, der Korridor lag beklemmend ruhig und verödet da, doch endlich bemerkte Scully einen Mann, der den Gang herunterkam. Er trug einen Arztkittel, unter dem sie dunkelblaue Hosenbeine erkennen konnte.

Scully schlug an die Tür.

Erschrocken hob der Mann den Blick und wollte sogleich auf der Achse kehrtmachen. Doch Scully hämmerte noch lauter gegen die Tür - der Arzt konnte einfach nicht so tun, als würde er sie nicht hören.

Widerstrebend näherte er sich der Tür und starrte sie mit blassem Gesicht durch das Sichtfenster an. Scully hielt ihren Ausweis vor seine wasserblauen Augen.

„Es tut mir leid“, sagte er durch die Glasscheibe. „Das hier ist Sperrgebiet.“

„Wer sind Sie?“ verlangte Scully zu erfahren.

„Dr. Osborne“, erwiderte er zögernd, und nach seinem Tonfall zu urteilen wollte er überall auf der Welt sein, nur nicht an dieser Tür.

„Sind Sie der Gefängnisarzt?“

„Nein.“

„Für wen arbeiten Sie?“

Wieder zögerte Osborne, antwortete dann **aber** doch: „Für den CDC.“

„Sie sind vom staatlichen Seuchenkontrolldienst?“ Scully war aufrichtig überrascht. „Was um alles in der Welt tun Sie hier?“

Als der Arzt nur vage die Schultern hob und sich statt einer Antwort zum Gehen wandte, schlug Scully erneut gegen die Tür, dieses Mal mit all ihrer Kraft. Osborne erstarrte mitten in der Bewegung.

„Ich bin Medizinerin!“ erklärte sie in einem Tonfall, der ihr selbst unangenehm harsch in den Ohren klang. „Und ich will wissen, was hier los ist.“

Osborne rührte sich noch immer nicht.

„Sir“, erklärte Scully, „entweder lassen Sie mich jetzt da rein, oder eine Menge Leute in Washington werden erfahren, daß Sie hier eine Art von Quarantäne verhängt haben. Eine geheime Quarantäne. Eine Quarantäne, mit der Sie sich mög-

licherweise über das Gesetz stellen. Oder vielleicht sogar gegen das Gesetz."

Osborne biß sich auf die Lippen. Scully starrte ihm direkt in die Augen, und es war Osborne, der zuerst blinzelte.

Endlich schloß der Arzt die Tür auf und öffnete, doch er blieb im Türrahmen stehen und versperrte Scully noch immer den Weg.

„Ich habe strikte Anweisungen", haspelte er.

„Die habe ich auch", konterte sie, wobei sie auf ihn zutrat, bis ihre Gesichter nur noch wenige Zentimeter voneinander entfernt waren.

„Aber.. ." setzte er an, doch es war schon zu spät. Scully hatte sich bereits an ihm vorbeigeschoben.

Ihm blieb nichts weiter zu tun, als die Tür wieder zu schließen. „Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß sich unter den Gefangenen eine grippeähnliche Krankheit ausgebreitet hat."

„Wie viele sind infiziert?"

„Vierzehn Männer", erwiderte Osborne, dem die Worte offensichtlich nur schwer über die Lippen kamen. Dann fügte er mit noch mehr Mühe hinzu: „Bis jetzt."

„Irgendwelche Todesfälle?"

Osborne schluckte hastig. Er sah aus wie ein Mann, dem gerade die 100.000-Mark-Frage gestellt worden war.

„Ja", antwortete er widerwillig

„Mehr als einer?" Scully musterte ihr Gegenüber mit wachsendem Entsetzen.

„Ja", kam die Antwort beinahe unhörbar.

„Wie viele?"

Der Mann murmelte etwas Unverständliches.

„*Wie viele?*" wiederholte Scully.

„Zehn von vierzehn", würgte Osborne schließlich hervor.

Nun war es an Scully, hastig zu schlucken. Dann atmete sie tief durch und fragte: „Wie hoch ist die Gefahr, daß die beiden entflohenen Männer ebenfalls infiziert sind?"

Doch Dr. Osborne konnte nur den Kopf schütteln. Wer wußte das schon? Er nicht. Niemand wußte das. Sie konnten nur warten und beten, daß die Entflohenen gesund waren.

Diese Antwort reichte Scully vollkommen.

Sie zog ihr Handy aus der Tasche und wählte Mulders Nummer.

Ihr blieb nur zu hoffen, daß sie ihn noch rechtzeitig erreichte.

Das Telefon in Mulders Tasche klingelte, während er neben Tapia stand und einen blutverkrusteten Stein betrachtete. Sie hatten ihn in der Nähe der Stelle gefunden, an der Tracys Wohnmobil gestanden hatte. Auf der Suche nach weiteren Spuren schwärmten die Marshals in alle Richtungen aus. Tapia bezweifelte zwar, daß sie noch etwas finden würden, doch er wollte nichts dem Zufall überlassen. Mulder mußte sich eingestehen, daß der Chief Marshal zwar nicht gerade ein liebenswerter Zeitgenosse war, dafür aber um so mehr von seiner Arbeit verstand.

„Mulder hier“, meldete er sich.

Gleich darauf hörte er Scullys aufgeregte Stimme. „Mulder, ich bin's. Ich kann mir allmählich ein Bild davon machen, was hier vorgeht.“

„Und das heißt?“

„Unter den Insassen des Gefängnisses ist eine hochinfektiöse Krankheit ausgebrochen - eine tödliche Krankheit.“

„Tödlich?“ Alarmiert zog Mulder die Augenbrauen hoch. „Wie tödlich?“

Es trat eine kurze Pause ein, während derer Mulder hörte, wie Scully mit jemandem sprach,

doch er konnte ihre Worte nicht verstehen. Dann war Scully wieder am Telefon. „Zwischen vierundzwanzig und sechsenddreißig Stunden nach der Infektion tödlich.“

„Könnten die Entflohenen infiziert sein?“ fragte Mulder mit zunehmender Unruhe.

„Deshalb rufe ich an. . . Ich glaube, daß das durchaus möglich ist. Mulder, ich warne Sie, seien Sie vorsichtig und meiden Sie den Kontakt mit diesen Männern. Und mit allem und jedem, mit denen sie in Berührung gekommen sind.“

Mulder dachte an den Leichnam auf dem Boden der Herrentoilette. Das Blut auf den Fliesen. Den Stein, den er und Tapia gerade jetzt betrachteten. Er räusperte sich. „Danke für die Warnung, ich werde sie weitergeben. Haben Sie irgendwelche Informationen darüber, wie sich die Krankheit verbreitet?“

Wieder hörte Mulder, wie Scully jemandem Fragen stellte, schließlich sagte sie: „Noch nicht, aber ich habe vor, das noch genauer zu untersuchen. Ich werde Sie sofort informieren, wenn ich etwas Neues habe.“

Scully schaltete ihr Telefon ab und steckte es weg. Dann wandte sie sich wieder an Dr. Osborne, der immer noch nervös und fahrig wirkte.

„Ich würde jetzt gern das Gefängnis Krankenhaus besichtigen.“

„Aber. . .“ versuchte Osborne einzuwenden.

„Kein ‚Aber‘ bitte“, unterbrach ihn Scully auf der Stelle. „Wie ich Ihnen bereits gesagt habe, bin ich Medizinerin und als Bundesagentin dazu autorisiert.“

Resignierend hob Osborne die Schultern.

„Hier entlang“, sagte er dann matt und führte sie durch den Gang bis zu einem großen Fenster.

Scully blickte hindurch - und sah etwas, das nur entfernt an ein Krankenhaus erinnerte.

Es war ein großer Raum, angefüllt mit Bettenreihen, und in jedem der Betten lag ein Patient. Männer in Schutzanzügen kümmerten sich um die Kranken; ihre medizinische Ausrüstung war allem Anschein nach auf dem neuesten Stand der Technik.

„Bitte verstehen Sie, daß ich Ihnen nicht gestatten kann, dort hineinzugehen“, erklärte Dr. Osborne. „Das wäre ohne ausreichenden Schutz viel zu gefährlich.“

Scully nickte. Als sie ihn fragen wollte, wo sie die passende Kleidung erhalten könnte, wurden sie gestört. Zwei Männer in Schutzanzügen schoben eine rollbare Krankentrage über den Korridor, auf der, vollständig eingehüllt in einen luftgefüllten Plastiksack, ein Patient lag. Neben der Trage ging ein weiterer Mann, der ebenfalls einen Schutzanzug trug, den Kopfschutz jedoch abgenommen hatte.

Der glatzköpfige Mann versteifte sich, als er Scully erblickte.

Er winkte den Männern an der Trage zu, sich in die Krankenabteilung zu begeben. Dann marschierte er mit zorngerötetem Gesicht direkt auf Dr. Osborne zu. „Wer ist das?“ verlangte er zu erfahren. „Was hat das zu bedeuten?“

„Sie ist vom FBI“, erwiderte Osborne mit leicht zittriger Stimme.

„Das interessiert mich nicht, und wenn sie die Leiterin der Behörde wäre“, schnappte der Mann.

„Sie kennen Ihre Befehle.“

„Aber. . .“ Osborne warf die Hände in die Luft.

Ohne weiter auf ihn zu achten, wandte sich der Mann an Scully. „Ich bin Dr. Auerbach, der Leiter dieser Operation. Ich muß Sie bitten, uns unverzüglich zu verlassen.“

„Wie Dr. Osborne schon gesagt hat, bin ich Bundesagentin. Falls Sie meinen Ausweis sehen wollen. . .“

„Es ist mir egal, wer Sie sind oder was Sie tun. Ich will, daß Sie von hier verschwinden und zwar sofort!“ Auerbachs Stimme schwoll zu einem Brüllen an.

„Nicht, ehe ich nicht ein paar Antworten bekomme“, entgegnete Scully gleichmütig.

Auerbach wurde immer wütender. „Wenn Sie nicht tun, was ich Ihnen sage, dann verstoßen Sie gegen Bundesgesetze.“

„Ich bin Bundesagentin“, erinnerte sie ihn. „Mein Partner verfolgt zwei entflozene Strafgefan-

gene aus diesem Gefängnis, und ich muß wissen, ob die Männer, hinter denen er her ist, infiziert sind. Nicht nur um seinetwillen, sondern auch wegen der Gesundheit aller Personen, mit denen die Flüchtigen in Kontakt kommen. Ich denke, das fällt unter die rechtlichen Bestimmungen zum Schutz der Allgemeinheit. Wenn Sie also jetzt meine Fragen beantworten würden."

„Diese Informationen stehen Ihnen nicht zur Verfügung", erklärte Auerbach kategorisch. Er hatte sich wieder beruhigt, war jedoch noch immer nicht gewillt, auch nur um einen Millimeter nachzugeben.

„Dann möchte ich jetzt die Krankenakten sehen", beharrte Scully. „Und ich will Zugang zur Krankenstation."

„Sie werden genau das sehen, was ich Sie sehen lasse - falls ich beschließe, daß Sie überhaupt etwas zu sehen bekommen sollten", knurrte Auerbach, wobei er seinen Zeigefinger zweimal drohend vorschnellen ließ.

Dann wandte er sich wieder Osborne zu. „Sie kommen mit mir. Ich möchte mit Ihnen einige Regeln besprechen, die Sie offenbar vergessen haben."

Mit diesen Worten führte er seinen Mitarbeiter den Korridor hinunter und durch eine Tür am anderen Ende des Flurs.

Scully sah zu, wie sich die Tür hinter den beiden

Männern schloß. Dann konzentrierte sie ihre Aufmerksamkeit wieder auf das Fenster zur Krankenstation - bis einer der Angestellten sie bemerkte und ein Rouleau herabzog, das ihr endgültig die Sicht raubte.

Scully blickte sich um. Schließlich entdeckte sie auf dem Gang einen Instrumentenwagen und ging hinüber, um ihn näher in Augenschein zu nehmen.

Auf dem Wagen fand sie Latexhandschuhe und Chirurgenmasken.

Ein Leuchten trat in ihre Augen.

8

Elizabeth Zimmers Gesicht war zu verhärtet für eine Frau in den Zwanzigern. Schwere Zeiten hatten ihre Spuren hinterlassen, doch als sie die Stimme am Telefon erkannte, glätteten sich ihre Züge, und ein Ausdruck des Glücks erschien auf ihrem Gesicht.

„Paul!“ rief sie verzückt. Nun war sie plötzlich eine hübsche junge Frau, und das Baby auf ihrem Arm gluckste so zufrieden, als könnte es Elizabeths Freude ebenfalls spüren.

„Ich bin frei, Baby“, sagte Paul.

„Aber wie . . .?“ fragte Elizabeth verblüfft.

„Stell jetzt keine Fragen, hör nur zu“, unterbrach Paul. „Ich komme nach Hause.“

„Wovon sprichst du überhaupt, Liebling?“ Für Elizabeth klang das zu gut, um wahr zu sein.

„Ich hab' dir doch immer gesagt, ich würde rauskommen und dich holen“, entgegnete Paul triumphierend. „Ich hab' dir gesagt, du sollst mir vertrauen.“

„Ich habe dir vertraut, Süßer, das habe ich immer“, versicherte sie ihm.

Es war die reine Wahrheit. Viele Menschen sprachen schlecht über Paul, doch soweit es sie

betraff, war er der liebenswerteste und netteste Mann, der ihr je begegnet war. Die anderen kannten Paul ganz einfach nicht so gut, wie sie es tat.

„Back einen Kuchen, Baby“, jubelte Paul. „Ich bin zu Hause, ehe er kalt ist.“

Paul hängte den Hörer auf und verließ die Telefonzelle. Er überquerte den großen Parkplatz der Tankstelle, an der er und Steve gehalten hatten, um den Wohnwagen aufzutanken. Das gestohlene Fahrzeug soff Unmengen Sprit - nicht daß sie vorgehabt hätten, ihn zu bezahlen. Der einsame Angestellte vom Dienst würde schon bald Besuch von ihnen bekommen. Paul vermutete, daß die Tageseinnahmen noch in der Registrierkasse lagen.

Pauls Augen zogen sich zu Schlitzen zusammen, als er sich dem großen, weißen Fahrzeug näherte, das noch immer dort stand, wo er es verlassen hatte.

Komisch, dachte Paul. *Steve sollte den Wagen längst weggefahren haben.* Anderenfalls bestand die Gefahr, daß der Tankwart doch noch von der Zeitschrift aufsah, hinter der er sich versteckt hatte. Möglicherweise würde er sogar neugierig genug sein, um nachzusehen, was hier los war. Der Bursche mit dem öligen Haar mußte sich zu Tode langweilen.

Als Paul den Wohnwagen erreicht hatte, bemerkte er, daß der Zapfhahn noch immer im

Tankstutzen steckte. Doch Steve war nirgends zu sehen.

Paul nahm sich eine Sekunde Zeit zum Nachdenken. Er erinnerte sich, daß sich sein Kumpel nicht allzu wohl gefühlt hatte. Unterwegs hatten sie sogar einmal angehalten, weil Steve das Essen, das sie im Wagen gefunden und gleich verschlungen hatten, wieder erbrechen mußte. Vermutlich war Steve zur Toilette gegangen.

Paul wartete noch einige Minuten, weil er Steve etwas Zeit geben wollte, von seinem Boxenstopp zurückzukehren. Dann ging er zur Herrentoilette hinüber, um dem Dünnen Beine zu machen.

Er verspannte sich, als er das hellerleuchtete Büro der Tankstelle passierte - der Tankwart hatte seinen Platz verlassen. Neben einem Auto entdeckte Paul einen Universalschraubenschlüssel, den er an sich nahm.

Die Tür zur Herrentoilette stand einen Spalt breit offen. Paul stieß sie auf und schob sich in den Raum. Der Tankwart kniete mit dem Rücken zu Paul am Boden, und sein Körper versperrte Paul die Sicht auf Steve, der vor dem Jungen lag. Als der Hüne einen weiteren Schritt tat, mußte ihn der Tankwart gehört haben.

Der junge Mann drehte sich um. „Hey, Mister, irgend etwas stimmt mit dem Burschen hier nicht. Vielleicht könnten Sie...“

Von vorn konnte Paul den Schriftzug lesen, der

auf seine Brusttasche gestickt war: ‚Angelo‘. Er erfuhr nie, um was ihn der Tankwart hatte bitten wollen. Der Universalschlüssel krachte gegen Angelos Schädel.

„Kleiner Punk“, murmelte Paul verächtlich. Dann warf er einen Blick auf Steve, und im gleichen Augenblick war der Tankwart vergessen.

Steve lag zusammengekrümmt vor dem Toilettenbecken, und Paul erkannte eine große schwellende Beule auf seiner Wange.

„Fühl' mich nich' gut“, stöhnte Steve, als er zu seinem Kumpel aufsah. „Paul, du mußt mir helfen. Ich fühl' mich, als müßte ich sterben. Was glaubst du, was mit mir los ist?“

Paul blinzelte auf seinen Freund hinunter und kratzte sich am Kopf. Er wünschte, er hätte eine Antwort auf diese Frage.

Doch immerhin wußte er, was er nun zu tun hatte.

Sie brauchten einen schnelleren Wagen.

Sogar unter ihrer Chirurgenmaske roch Scully, daß irgend etwas brannte.

Sie hatte festgestellt, daß die Sicherheitseinrichtungen auf der Krankenstation zu umfassend waren, als daß sie sie umgehen konnte. Statt also weiter vor der verriegelten Tür zu warten, ging sie einfach einem der Rollwagen nach, den ein Mann in Schutzkleidung aus der Station schob.

Sie folgte dem Wagen bis zu einem Kellerraum. Der Mann öffnete eine schwere Metalltür und schob den Wagen hinein; dann schloß er die Tür wieder und eilte davon.

Kaum war er außer Sichtweite, als Scully schon zur Tür schlich. Sie hielt den Atem an, drückte die Klinke - und die Tür schwang auf.

Sofort schlug ihr der Geruch von brennendem Fleisch entgegen. Sie betrat den Raum und entdeckte einen gewaltigen Verbrennungsofen, der voll unter Feuer stand.

Vor dem Ofen standen Wäschekisten, vollgestopft mit Gefängniskleidung und Bettwäsche; gleich neben ihnen waren in Folie verpackte Gestalten aufgestapelt.

Leichen.

Scully zog kräftig an ihren Latexhandschuhen, um sicherzustellen, daß sie fest an der Haut lagen. Dann wickelte sie äußerst vorsichtig einen der Körper aus.

Mit einiger Mühe gelang es ihr, den Toten zu identifizieren. Sie hatte ein Foto von Bobby Torrence gesehen, nachdem sie den Auftrag zu diesem Einsatz erhalten hatte - doch das Bild war aufgenommen worden, als der Mann noch gesund gewesen war. Damals hatte es noch keinerlei Anzeichen von jenen großen, pulsierenden Beulen gegeben, die Bobbys Körper nun von Kopf bis Fuß bedeckten.

Trotz ihrer medizinischen Ausbildung mußte sich Scully zusammenreißen, um bei diesem Anblick nicht zu würgen - als plötzlich hinter ihr eine Stimme erklang. Ruckartig wandte sie sich um.

„Sie dürfen sich hier unten nicht aufhalten“, schnappte Dr. Osborne. „Das hier geht Sie absolut nichts an.“

„Ich muß wissen, woran diese Männer gestorben sind“, erklärte Scully nachdrücklich. „Sie haben behauptet, es wäre eine grippeähnliche Erkrankung, aber so eine Grippe habe ich noch nie gesehen. Was sind das für...“

„Bitte!“ bettelte Dr. Osborne nun, statt zu drohen. „Diese Leichen dürfen nicht freigelegt werden.“

„Haben alle Opfer diese Geschwüre?“ verlangte Scully zu wissen.

Aber Osborne beachtete sie nicht. Seine Gedanken kreisten um dringlichere Dinge, und er machte sich daran, die Kunststoffolie wieder um den enstellten Körper von Bobby Torrence zu wickeln.

Scully war nicht gewillt, sich so einfach abkanzeln zu lassen. Während Osborne mit dem Leichnam beschäftigt war, lehnte sie sich vor und raunte ihm ins Ohr: „Sie verbrennen die Leichen. *Warum!*“

Erneut verweigerte Osborne die Antwort und konzentrierte sich darauf, die letzte freie Stelle des

von Geschwüren übersäten Gesichts mit Plastikfolie zu bedecken.

Als er sich tiefer über die Leiche beugte, explodierte die größte der Beulen im Gesicht des toten Mannes.

Gelber Eiter schoß hervor und spritzte auf Osbornes Stirn.

Im ersten Moment begriff Osborne noch nicht einmal, was geschehen war.

Dann wurde es ihm klar.

„Aaahhh!“ Es war ein Würgen, das zu einem Schrei anwuchs.

Mit vor Entsetzen geweiteten Augen hastete der Arzt davon.

„Dr. Osborne! Warten Sie!“ rief Scully.

Doch sie hätte ebensogut mit der Wand reden können - oder mit einer der Leichen, die den Kellerraum anfüllten.

„Bingo!“ rief Tapia und trat das Gaspedal durch.

„Sieht so aus“, bestätigte Mulder, der neben ihm auf dem Beifahrersitz saß.

Im Licht des frühen Morgens konnten sie das große, weiße Wohnmobil sehen, das an einer Tankstelle weiter vorn am Highway stand.

Tapia griff nach dem Mikrophon seines Funkgerätes. „Macht euch bereit“, wies er die Männer in den nachfolgenden Wagen an. „Das Fahrzeug steht direkt vor uns an der Tankstelle. Die Flüchtigen könnten ebenfalls dort sein. Wir werden schnell und hart zugreifen. Zeit für einen SWAT-Angriff.“

Tapia führte die Kolonne und raste als erster auf den Parkplatz der Tankstelle, wo er den Wagen schlingernd zum Stehen brachte. Kaum hatte er angehalten, da war er auch schon aus dem Auto gesprungen und spurtete mit gezogener Waffe auf das Wohnmobil zu.

Rundherum sprangen weitere Marshals aus ihren Wagen und verteilten sich mit schußbereiten Waffen über das Gelände der Tankstelle.

Tapia trat die Tür des Wohnmobils auf und richtete seine Waffe in den Innenraum.

„Keine Bewegung“, bellte er. „Hände hoch.“
Stille.

Den Finger am Abzug stieg er in das Fahrzeug.
Niemand da.

Im gleichen Augenblick brach einer seiner Männer die Tür zum Büro der Tankstelle auf. Das Licht brannte, doch das Büro war verlassen. In einer Ecke des Raumes hing ein geöffneter Tresor, der offensichtlich geplündert worden war.

Mulder hingegen hatte sich sein eigenes Ziel ausgesucht und lief mit erhobener Waffe zur Herrentoilette. Die Flüchtigen hatten schon einmal sanitäre Anlagen genutzt, um einen Mord zu begehen, und nach Mulders Erfahrung hatten Verbrecher selten viel Phantasie. Sie zogen immer und immer wieder die gleiche Nummer ab.

Mulder schubste die Tür zur Herrentoilette auf und bemerkte sofort den zusammengekrümmten Körper am Boden.

„Hier liegt ein Mann“, rief er über seine Schulter. Dann betrat er den Raum und ging in die Knie, um den jungen Burschen, dessen Haar voller Blut war, näher zu betrachten.

Das Opfer bewegte sich stöhnend.

„Er lebt“, informierte Mulder Tapia, als sich der Marshai neben ihn hockte.

Benommen versuchte der Junge, sich aufzusetzen.

„Ganz ruhig“, sagte Mulder sanft. „Sie sollten sich jetzt besser nicht bewegen.“

„Vielleicht sollten *Sie* ihn befragen“, meinte Tapia.

Mulder mußte ihn nicht erst fragen, warum. Das Opfer war in einem geschwächten Zustand und mußte möglichst mit Samthandschuhen angefaßt werden - doch Tapia neigte eher zum Faustangriff.

Nach zwanzig Minuten vorsichtigem Verhör hatte ihnen der Verwundete alles erzählt, was er zu berichten wußte.

Mulder und Tapia gingen hinaus, um die Fakten zu besprechen. Inzwischen war es Tag geworden, und der Himmel strahlte in hellem Blau.

„Also, wir wissen nun, daß er Angelo Garza heißt“, faßte Mulder zusammen. „Er hat eine üble Kopfverletzung, aber sein Gedächtnis funktioniert einwandfrei.“

„Er hat Glück gehabt, daß sie ihn nicht umgebracht haben“, brummte Tapia.

„Glück für den Jungen, daß er so dichtes Haar hat“, stimmte Mulder zu. „Das muß den Schlag abgefangen haben.“

In einem Anflug von Humor rieb sich Tapia den eigenen kahlen Kopf.

Mulder schmunzelte. „Er sagte, er hätte einen Mann auf dem Boden der Herrentoilette gefunden“, fuhr er dann fort. „Nach Angelos Beschreibung war der Mann Steve Tyson, und er war ernsthaft krank. Offensichtlich war er vor Schmerzen

kaum noch bei Sinnen, und er hatte eine große, häßliche Beule im Gesicht."

Mulder hielt inne, die Augen zu Schlitzen verengt.

„Eine Beule?" Tapia sah ihn fragend an. „Hat das etwas zu bedeuten?"

„Im Gefängnis ist eine Art Epidemie ausgebrochen", erklärte Mulder. „Die Flüchtigen könnten ebenfalls infiziert sein."

Tapia drehte sich zu einem seiner Männer um. „Eames!" brüllte er. „Setz dich ans Mikro! Finde heraus, ob irgend jemand etwas über eine Krankheit weiß, die unter den Gefangenen umgeht."

„Oder wenigstens, was sie bereit sind, uns darüber zu erzählen", mischte sich Mulder ein. „Die zuständigen Stellen scheinen nicht daran interessiert zu sein, mit uns zu kooperieren."

„Was auch immer das für eine Krankheit sein mag, ich hoffe, sie behindert ihre Flucht", sagte Tapia grimmig. „Anderenfalls sind wir in Schwierigkeiten. Mit den Schlüsseln des Jungen haben sie den Tresor geöffnet. Sie haben Geld, sie haben den Wagen von dem Jungen und die Pistole, die er in seinem Schreibtisch aufbewahrt hat. Und sie haben einige Stunden Vorsprung."

„Irgendeine Vermutung, wo sie hinwollen?"

Tapia verzog das Gesicht. „Es gibt dreiundzwanzig Straßen und Highways, die sie benutzen können."

„Hat denn keiner der beiden eine Familie in der Nähe?" fragte Mulder weiter. „Oder vielleicht eine Freundin?"

„Ich wünschte, ich wüßte es." Tapia machte eine wegwerfende Geste. „Aber die Akten liegen sicher verwahrt im Gefängnis. Solange wir darauf keinen Zugriff haben, sind wir auf uns allein gestellt. Für den Augenblick spielen wir Räuber und Gendarm."

„Wenn die Flüchtigen jemanden haben, zu dem sie fahren wollen, dann werden sie vermutlich versuchen, dort anzurufen . . ." Mulder nagte an seiner Unterlippe. „Haben Sie daran gedacht?"

Tapia zuckte die Schultern.

Mulder deutete auf eine Telefonzelle am Rand des Tankstellenparkplatzes. Als Tapia verstehend nickte, war Mulder bereits unterwegs zu dem Münzfernsprecher. In der Telefonzelle zog er Notizbuch und Stift hervor und wählte eine bestimmte Nummer.

„Atlantic Bell, Zentrale, wie kann ich Ihnen helfen?" fragte eine fröhliche weibliche Stimme.

„Ich bin Special Agent und verfolge zwei entflozene Sträflinge. Meine Dienstnummer ist JTT0111471. Ich brauche die letzte Nummer, die von diesem Apparat aus gewählt worden ist."

In diesem Augenblick erstickte ohrenbetäubender Lärm die Antwort der Telefonistin. Mulder riß den Kopf herum und sah zur offenen Telefonzelle hinaus.

Ein großer gelber Helikopter näherte sich schnell, und seine Rotorblätter wirbelten den Schmutz auf dem Tankstellengelände auf. Über den donnernden Lärm hinweg brüllte Mulder in die Sprechmuschel: „Können Sie bitte Telefonnummer und Adresse wiederholen?“

Den Hörer zwischen Kopf und Schulter geklemmt, mühte er sich, die Antwort zu verstehen, und während er sie hinkritzelte, wandte er den Blick nicht von den Vorgängen vor der Tankstelle ab.

Er sah vier Männer in Schutzanzügen, die hastig aus dem Hubschrauber sprangen. Mit einer geschlossenen Krankentrage rannten sie direkt zur Herrentoilette hinüber. Nach nicht einmal einer Minute tauchten sie wieder auf, und nun lag eine Gestalt unter der Plastikabdeckung. Tapia schrie sie an, sie sollten stehenbleiben, doch sie beachtetten ihn gar nicht.

Nachdem er die Nummer notiert hatte, warf Mulder den Hörer auf die Gabel und lief los, um den Männern den Weg abzuschneiden.

Doch er kam zu spät. Sie waren bereits dabei, die Trage in den offenen Rumpf des Helikopters zu schieben, und Mulder blieb gerade noch genug Zeit, um durch die Kunststoffabdeckung einen Blick auf Angelos verängstigtes Gesicht zu erhätschen.

Dann kamen die Rotorblätter wieder in

Schwung und hoben den Helikopter in die Lüfte. Die Luftverwirbelungen hieben mit der Gewalt von Faustschlägen auf ihn ein. Zurückweichend beobachtete Mulder, wie der Helikopter zügig aufstieg und am strahlendblauen Himmel schnell kleiner wurde.

Tapia und seine Männer waren nicht weit, und sie waren ebenso hilflos und verblüfft wie Mulder angesichts der Geschwindigkeit und Präzision, mit der die Aktion durchgeführt worden war.

Mit einigen großen Sätzen war Tapia an der Seite des FBI-Agenten. „Haben Sie das angeordnet?“

„Nein“, entgegnete Mulder mürrisch.

„Wer zum Teufel dann?“

„Ich - weiß - es - nicht.“ Mulder betonte jede Silbe.

„Wie auch immer“, meinte Tapia achselzuckend und schlug einen versöhnlicheren Ton an. „Es macht so oder so nichts aus. Wir haben von Angelo alles erfahren, was er uns sagen konnte - unsere Freunde mit den komischen Anzügen dürfen sich gern um den Rest kümmern... Wichtiger ist, daß die Flüchtigen überall und nirgends sein können. Und wir, wir haben nicht den geringsten Hinweis, dem wir nachgehen könnten.“

„Nicht ganz“, korrigierte Mulder voller Genugtuung und zog sein Notizbuch hervor. „Ich habe herausgefunden, daß aus dieser Telefonzelle vor zwei Stunden jemand angerufen wurde. Und ich

habe die Nummer und die Adresse in Dinwiddie County."

Tapia riß ihm das Notizbuch aus der Hand. „925 August Street. 555-6936."

10

Das niedrige Ziegelgebäude in der August Street Nummer 925 war nichts Besonderes, doch Elizabeth Zimmer hatte sich bemüht, es so hübsch wie möglich zu gestalten. Sie wollte ihrem Kind eine heitere Umgebung schaffen - und Paul Zimmer ein angenehmes Zuhause, in das er zurückkehren konnte.

Als sie den Wagen vor dem Haus hörte, war sie gerade damit beschäftigt, im Wohnzimmer Staub zu wischen.

Sie mußte nicht warten, bis die Türklingel schellte.

Sie überprüfte kurz, ob es dem Kind gut ging, ehe sie zur Vordertür hinauslief und in Pauls Armen landete: Zum ersten Mal, seit er verurteilt worden war, fühlte sie wieder Wärme und Geborgenheit.

Jedesmal, wenn sie ihn besucht hatte, hatte er ihr versprochen, er würde wiederkommen. Er würde kommen, und sie und das Baby hier herausholen. Er hatte schon alles geplant: Sie würden in ein anderes Land ziehen, denn im Gefängnis hatte er einen Burschen kennengelernt, der falsche Pässe verkaufte. Mehr würden sie nicht brauchen, um glücklich und in Freiheit zu leben.

Elizabeth hatte seinen Worten nie wirklich vertraut, obwohl sie stets so getan hatte. Tatsächlich hatte sie Paul sogar bei seinem Anruf in der letzten Nacht kaum glauben können - doch jetzt, jetzt glaubte sie ihm, jetzt, da er sie fest in seinen Armen hielt und flüsterte: „Ich habe dir doch gesagt, daß ich komme, Baby.“

„Ich dachte, du nimmst mich auf den Arm!“ rief sie atemlos vor Freude. „Um mich aufzumuntern, weißt du?“

„Ich bin da weggegangen, Lizzy“, versicherte ihr Paul. „Und sie werden mich nie mehr zurückholen.“

„Ich würde dich auch gar nicht gehenlassen“, versprach Elizabeth und hob den Kopf zu einem weiteren Kuß.

In diesem Moment begann das Baby im Haus leise zu wimmern.

„Ich komme schon, mein Kleiner“, rief Elizabeth durch die Fliegentür. „Daddy ist wieder zu Hause.“ Zu Paul gewandt sagte sie: „Laß uns reingehen, Liebling. Warte nur, bis du gesehen hast, wie Paul Junior gewachsen ist. Außerdem sollten wir nicht zu lange hier draußen stehen, sonst sieht uns noch jemand. Du hast ja keine Ahnung, wie neugierig die Leute in dieser Gegend sind. Haben nichts Besseres zu tun, als ihren Nachbarn hinterher zu spionieren.“

Paul rührte sich nicht. Statt dessen räusperte er sich.

„Was ist los, Paul? Stimmt irgend etwas nicht?“

„Ich habe noch jemanden dabei, Lizzy“, gestand Paul mit einem Ausdruck des Unbehagens. Er führte Elizabeth zum Wagen, einem zerbeulten, aber frisierten Datsun B210, den er an der Tankstelle gestohlen hatte.

Auf dem Schalensitz der Beifahrerseite hockte ein Mann, dessen Kopf vor Schmerz beständig hin und her pendelte. Seine Augen waren verschleiert und nahmen nichts mehr wahr. Und auf einer seiner Wangen wölbte sich eine große, purpurne Pustel.

„Das ist Steve“, sagte Paul. „Er ist mein Kumpel, und er hat mir geholfen auszubrechen. Jetzt müssen wir ihm helfen.“

„Was stimmt denn nicht mit ihm?“

„Ich weiß es nicht. . . Und er kann's mir nicht sagen. Er ist nicht mehr bei sich.“

Elizabeth streckte die Hand aus und betastete Steves rotangelaufene Stirn. „Er verbrennt.“

„Laß uns ihn ins Haus bringen“, befand Paul, während er seinen Freund unter den Achseln packte und aus dem Wagen zerrte.

„Aber Liebling. . . das Baby. . . was ist, wenn das ansteckend ist. . .?“

„Ich habe dir doch gesagt, daß er mein Kumpel ist“, erklärte Paul in einem Tonfall, den Elizabeth nur allzu gut kannte. Paul konnte der aufmerksamste Mann der Welt sein, doch wenn er diesen Ton

anschluss, war es besser, ihm nicht in die Quere zu kommen.

Elizabeth blieb nichts weiter übrig, als voranzulaufen und das Baby in Sicherheit zu bringen. Sie packte Paul jr. samt seiner Wiege in den Raum, der am weitesten von dem Zimmer entfernt lag, in das Paul den todkranken Mann schleifte.

„Achte auf Steve“, rief Paul ihr zu. „Ich muß ein paar Anrufe erledigen und mich um die Busfahrpläne kümmern. Wir werden hier so schnell wir möglich verschwinden.“

Elizabeth gab dem Baby einen Schnuller. „Du mußt jetzt ein paar Minuten lang still sein, Kleiner. Mami muß einem Freund helfen.“

„Vielleicht kannst du ihm Aspirin geben oder irgendwas“, sagte Paul über die Schulter, als sie das Schlafzimmer betrat. Noch während er sprach, verließ er den Raum - er wollte nicht mehr Zeit bei seinem Freund verbringen, als unbedingt notwendig.

Männer, dachte Elizabeth einen Moment lang erbost. Immer erwarteten sie, daß eine Frau hinter ihnen herräumte. *Na ja, es hilft ja nichts. So sind sie nun mal.*

Sie setzte sich auf das Bett, auf dem Steve leise vor sich hin stöhnte. Erneut legte sie die Hand auf seine Stirn. Er war glühend heiß. Sie beschloß, Pauls Vorschlag zu befolgen, obwohl sie nicht glaubte, daß Aspirin dem Fiebernden helfen würde. Dafür war er einfach zu krank.

Als sie aufstehen wollte, packte Steve ihren Arm.

Mit brennendem Blick starrte er sie an. „Müssen in Bewegung bleiben.“ Er sprach im Fieberwahn. „Müssen schnell... schneller. . . schneller...“

In diesem Moment begann Paul jr. erneut zu weinen.

Elizabeth versuchte, sich aus dem Griff des Mannes zu befreien, doch er hielt sie eisern umklammert.

„Paul, dein Freund ist wach!“ rief sie. Keine Antwort. Wahrscheinlich war Paul mit einem Telefongespräch beschäftigt. „Paul.. . nun komm schon ... ich muß mich um das Baby kümmern!“ rief sie noch lauter.

„Helfen Sie mir, bitte!“ ächzte Steve. „Ich verbrenne... brenne... bitte...“

Elizabeth wandte sich ihm wieder zu*und beugte sich leicht vor. Sie wollte irgend etwas sagen, etwas, das ihn beruhigen würde. Sie dachte angestrengt nach und öffnete den Mund, in der Hoffnung, sie würde die passenden Worte schon finden.

In diesem Augenblick platzte die Beule in Steves Gesicht.

Das Zeug, das aus dem Geschwür hervorschoß, spritzte auf Elizabeths Gesicht und ihre nackten Arme.

Widerliches, scheußliches, ekeliges Zeug.

„liihhh!“ keuchte Elisabeth. Würgend kämpfte sie darum, ihr Mittagessen bei sich zu behalten, während sie sich hochrappelte und ins Badezimmer flüchtete.

Dort griff sie nach der Seife und begann mit fliegenden Bewegungen, ihr Gesicht und ihre Arme zu schrubben. Wieder und wieder seifte sie ihre Haut ein und spülte mit reichlich Wasser nach.

Und während der ganzen Zeit starrte sie in den Spiegel. Aber es war nicht ihr Gesicht, das sie da sah, es war die aufplatzende, schwärende Beule auf Steves Wange - und die Angst, die sie in ihrer Seele zurückgelassen hatte.

11

Das Gesicht des toten Gefangenen starrte Scully entgegen. Noch immer lag er in dem Heizungsraum des Gefängnisses in seinem offenen Plastiksack. Scully knirschte hinter ihrer Chirurgenmaske mit den Zähnen und betrachtete noch einmal die Wunden auf dem Leib des Mannes. Dann bückte sie sich, um das Etikett an dem Leichensack zu entziffern.

Robert Torrence. 001. Also war Robert Torrence der Krankheit als erster zum Opfer gefallen, überlegte sie.

Ein anderer Gedanke kam ihr in den Sinn. Sie ging zu dem Haufen Plastiksäcke hinüber, die die persönliche Habe der toten Sträflinge enthielten und ebenfalls verbrannt werden sollten.

Durch ihre Latexhandschuhe geschützt, wühlte sie in den Säcken, bis sie den entdeckte, auf dem Robert Torrences Name stand. Im Inneren befanden sich die üblichen Gegenstände. Eine Zahnbürste, ein Rasierer, Seife, ein paar Bücher, Unterwäsche, Socken, Schuhe. Doch dann fand sie, wonach sie gesucht hatte - etwas, das nicht zu den gewöhnlichen Habseligkeiten eines Gefangenen zählte.

Einen Expreßumschlag. Er war leer, aber der Name des Lieferservice war deutlich zu entziffern.

Scully zog ihr Handy hervor. Von der Auskunft erhielt sie die Telefonnummer des Expreßdienstes. Sie tippte die Zahlen ein und nannte der Frau am anderen Ende der Leitung ihre Dienstnummer.

„Ich versuche herauszufinden, wer ein Päckchen an Robert Torrence im Cumberland Staatsgefängnis in Virginia geschickt hat“, erklärte Scully. „Die Paketnummer lautet: DDP112148.“

„Wollen Sie warten, während ich mich erkundige, oder soll ich Sie zurückrufen?“

„Ich warte...“

Während sie auf das Rauschen in der Leitung lauschte, suchte sich Scully einen Platz, so weit wie möglich von Bobby Torrences Leiche entfernt. Er mochte tot sein, trotzdem konnte jeden Moment eine andere von diesen Beulen platzen. Er war eine tickende Zeitbombe - wie alles in diesem Fall.

Dann meldete die Frau sich wieder. „Das fragliche Päckchen wurde in Wichita, Kansas, aufgegeben.“

„Haben Sie den Namen des Absenders?“

Als sie den Namen erfuhr, sank Scullys Kinnlade abrupt hinunter. „Würden Sie das bitte noch einmal überprüfen?“ fragte sie verdattert.

Die Frau bestätigte die Information.

„Danke.“ Scully unterbrach die Verbindung und

drückte sofort die Taste, unter der Mulders Nummer gespeichert war.

Als sein Handy zu klingeln begann, saß Mulder zusammen mit drei Bundesmarshals in einem Wagen, der den Highway hinunterdonnerte. Er schaffte es kaum, sich mit Namen zu melden, als auch schon Scullys besorgte Stimme zu hören war.

„Was wissen Sie über Pinck Pharmazeutika?“ begann sie das Gespräch.

„Das ist einer der größten Medikamentenhersteller des Landes. Vermutlich der größte. Warum?“

„Sie haben einem der Gefangenen hier ein Päckchen geschickt, und zwar demjenigen, der vermutlich als erster an der Krankheit gestorben ist“, berichtete Scully atemlos.

„Pinck Pharmazeutika?“ fragte Mulder mit gerunzelter Stirn. „Was war in dem Päckchen?“

„Keine Ahnung... Der Umschlag“ war leer. Und hier scheint niemand besonders daran interessiert zu sein, offene Fragen zu beantworten.“

„Bei mir sieht es auch nicht besser aus“, seufzte Mulder und sah sich um. Tapia saß im führenden Wagen und raste zu der Adresse, die Mulder ermittelt hatte, doch niemand hatte es für nötig befunden, Mulder über die weiteren Schritte ins Bild zu setzen.

„Tja“, meinte Scully. „Dann sind wir auf uns allein gestellt. Aber das ist ja nicht gerade eine neue Erfahrung ...“

„Das ist wahr“, entgegnete Mulder leise und setzte dann hinzu: „Scully, nach unseren Informationen hat einer der entflohenen Sträflinge eine große entzündete Beule im Gesicht.“

„Verdammt. Das klingt nach der gleichen Sache, die ich auch bei den Opfern hier drin festgestellt habe...“ Scully klang jetzt unüberhörbar alarmiert. „Wissen Sie, was das bedeutet, Mulder?“

„Ja...“ Erholte tief Luft. „Die Epidemie könnte sich ausbreiten. Sie könnte aus dem Gefängnis hinausgelangen, und hier draußen gibt es eine Menge Menschen.“ Er machte eine Pause und zupfte nervös an seiner Nasenspitze. „Wir müssen mehr über diese Krankheit in Erfahrung bringen, Scully. Vor allem, wie sie übertragen wird.“

Mulder wollte noch etwas hinzufügen, doch da bemerkte er, daß der Wagen langsamer wurde. Als er nach vorn blickte, sah er, daß Tapias Fahrzeug vor einem niedrigen Ziegelgebäude angehalten hatte.

„Ich muß auflegen“, murmelte er ins Telefon.

„Kein Problem“, antwortete Scully. „Ich werde sehen, ob ich hier weiterkomme.“

Scully trennte die Verbindung. Sie wußte, was sie zu tun hatte - sie hatte nur kein besonderes Verlangen danach.

Erneut ging sie zu Bobby Torrences Leichnam. Sie vergewisserte sich, daß ihre Chirurgenmaske richtig saß, ehe sie sich bückte, um das schleimige,

ungleichmäßige Loch zu untersuchen, das nun anstelle der Beule in der Haut klaffte.

In der Mitte regte sich etwas.

Etwas Kleines, Schwarzes.

Sie holte ihr Schweizer Offiziersmesser hervor und klappte die Pinzette auf.

Langsam und vorsichtig hob sie das kleine Objekt aus der offenen Wunde.

Es war ein Käfer.

Zuerst bewegte er sich nicht. Dann aber begannen seine Fühler durch die Luft zu schwingen.

Er lebte.

Noch immer starrte Elizabeth Zimmer in den Spiegel, als stünde sie dem leibhaftigen Tod gegenüber, als plötzlich die Tür zu ihrem Haus aufgebrochen wurde.

Blaß vor Angst verließ sie das Badezimmer - und stand einem ganzen Trupp fremder Männer gegenüber. Ihre dunklen Windjacken kennzeichneten sie als Gesetzeshüter, und die schußbereiten Waffen in ihren Händen signalisierten, daß sie ohne Einschränkung bereit waren, diesem Gesetz Geltung zu verschaffen.

Ein kräftig gebauter Mann führte sie an. „Runter auf den Boden!“

Elizabeth ließ sich rücklings auf den Boden fallen und blieb zitternd liegen.

„Hände hinter den Kopf, bellte der Mann.

Elizabeth gehorchte sofort. Sie pflegte nicht zu diskutieren, wenn die Läufe von Schußwaffen auf sie gerichtet wurden. Es gelang ihr jedoch, den Kopf weit genug zu heben, um einen weiteren Mann in ziviler Kleidung zu sehen, der in das Zimmer ging, in dem Steve lag.

Na, was für ein Glück, dachte sie.

Im nächsten Augenblick rief Mulder vom Schlafzimmer aus: „Hier liegt ein toter Sträfling!“

„Und der andere?“ brüllte Tapia zurück.

„Keine Spur von ihm“, antwortete Mulder. „Er ist weg.“

12

Hinter den meisten Fenstern des J. Edgar Hoover-Gebäudes in Washington D.C. brannte schon seit Stunden kein Licht mehr, als Mulder dort ankam. Der Wachmann erkannte Mulder und winkte ihn durch. Es war nicht das erste Mal, daß der Agent außerhalb der Dienstzeiten in der FBI-Zentrale auftauchte. Unter seinen Kollegen waren Mulders sonderbare Arbeitszeiten, die er in seinem Kellerbüro zubrachte, bereits legendär.

In dieser Nacht fuhr Mulder mit dem Fahrstuhl allerdings nicht in den Keller, sondern aufwärts - zum Büro von Assistant Director Walter S. Skinner.

Das Vorzimmer von Skinners Büro war unbeleuchtet. Seine Sekretärin war längst nach Hause gegangen, doch die Tür zu seinem persönlichen Büro stand einen Spalt weit offen, und ein gedämpfter Lichtstrahl fiel durch die Öffnung. Mulder stieß die Tür auf.

Im Licht der Schreibtischlampe erhob sich Skinner, um ihn zu begrüßen. „Kommen Sie rein“, brummte er. „Und schließen Sie bitte die Tür hinter sich.“

„Danke, daß Sie so spät noch Zeit für mich

haben", entgegnete Mulder höflich, doch sein Tonfall war ausnehmend kühl.

„Worum geht es denn, Agent Mulder?“ fragte Skinner müde.

„Der Fall, den Sie Agent Scully und mir gegeben haben“, begann Mulder. „Ich glaube, wir sind irregeführt worden. Getäuscht. Und vielleicht nicht nur wir, sondern auch Sie selbst.“

„Getäuscht?“ Skinner hob die Augenbrauen. „Von wem?“

„Wer auch immer uns diesen Fall zugewiesen hat. . . Aber das wissen Sie ja besser als ich.“

„Was werfen Sie dieser unbekanntenen Person denn vor, Agent Mulder?“ fragte in diesem Augenblick eine Stimme aus einer dunklen Ecke des Büros.

Mulder blickte hinüber und sah einen Mann, der auf dem Sofa Platz genommen hatte. Sein Gesicht lag im Schatten, doch Mulder erkannte ihn an der Glut der unvermeidbaren Zigarette zwischen seinen Fingern und an der Rauchwolke, die ihn ständig umgab.

Mulder war es nie gelungen, den Namen dieses Mannes herauszufinden - für ihn war er ganz einfach der ‚Krebskandidat‘.

Mühsam hielt Mulder seine Selbstbeherrschung aufrecht. Er mußte sich stets zusammennehmen, wenn er dem Krebskandidaten begegnete: Dieser Mann schien genau zu wissen, welche Knöpfe er drücken mußte, damit Mulder die Fassung verlor.

„Mein Vorwurf ist ganz einfach“, erwiderte Mulder mit betont ruhiger Stimme. „Agent Scully und ich wurden auf diesen Fall angesetzt, ohne darüber informiert zu werden, daß dabei eine hochinfektiöse Krankheit im Spiel ist.“

„Welcher Art ist diese Krankheit genau?“ Der Krebskandidat nahm einen weiteren tiefen Zug von seiner Zigarette.

„Sie ist tödlich“, erklärte Mulder gepreßt. „Sie tötet innerhalb von sechsunddreißig Stunden. Einer der beiden Entflohenen, die wir suchen sollten, war infiziert. Er ist inzwischen gestorben.“

„Also nur noch einer“, kommentierte der Krebskandidat. „Dann ist Ihre Aufgabe bereits halb erledigt. Meinen Glückwunsch, Agent Mulder.“

Mulder ignorierte die Bemerkung. „Der andere Mann könnte ebenfalls infiziert sein“, fuhr er fort, wobei er jedes Wort betonte. „Er ist jetzt da draußen und bewegt sich frei in der Bevölkerung.“

„Das klingt ja furchtbar ernst“, hüstelte der Krebskandidat in gelangweiltem Ton. „Aber sagen Sie mir, Agent Mulder, sind Sie wirklich davon überzeugt, daß diese Sache so gefährlich ist? Wissen Sie, wie die sogenannte Krankheit übertragen wird? Ist es ein Virus oder eine bakterielle Infektion?“

„Wir wissen, daß sie bereits mehr als ein Dutzend Männer getötet hat“, entgegnete Mulder scharf. „Und sie scheint sich sehr schnell auszubreiten.“

„Dann wissen Sie nicht viel, nicht wahr, Agent Mulder?“ Die Geringschätzung des Krebskandidaten war so deutlich wahrnehmbar wie der Rauch, der ihn umgab.

„Warum hat man uns nicht die Wahrheit über diesen Fall gesagt?“

„Vielleicht kannten wir selbst nicht die ganze Wahrheit.“ Der Krebskandidat hob die Schultern. „Und das, was wir wußten, hätte Sie nur in Ihrer Arbeit behindert.“

„Unschuldige Menschen könnten sich infizieren“, schnappte Mulder. „Durch Ihr Wissen hätte das verhindert werden können.“

„Meinen Sie? 1988 gab es in Sacramento, Kalifornien, einen Ausbruch des Hämorrhagischen Fiebers. Die Wahrheit hätte eine Panik zur Folge gehabt, und Panik fordert Menschenleben. Wir haben die Situation unter Kontrolle gebracht, indem wir den Informationsfluß kontrolliert haben.“

„Sie können die Bevölkerung nicht schützen, wenn Sie sie belügen“, widersprach Mulder.

Ehe er antwortete, zündete sich der Krebskandidat am Stummel seiner Zigarette eine neue an. „Das geschieht jeden Tag.“

„Schön, aber ich will damit nichts zu tun haben“, beehrte Mulder auf. „Es ist mein Job, die Wahrheit herauszufinden, und nicht, Lügen zu verbreiten.“ Er wandte sich an Skinner. „Was ist mit Ihnen? Auf welcher Seite stehen Sie?“

„Auf der Seite der Behörde“, antwortete Skinner ausdruckslos und vermied Mulders Blick.

Bevor Mulder nachhaken konnte, unterbrach ihn die herablassende Stimme des Krebskandidaten. „Sie sind bereits ein Teil dieser Operation, Agent Mulder. Sie können sie nicht einfach hinter sich lassen. Sie können nur weitermachen. Wie viele Menschen infizieren sich gerade jetzt, während Sie hier herumstehen, statt ihre Arbeit zu tun? Zehn? Zwanzig? Was *ist* die Wahrheit, Agent Mulder?“

„Was immer die Wahrheit ist, ich werde sie herausfinden“, war alles, was Mulder noch erwidern konnte.

13

Scully hoffte, daß Mulder der Wahrheit etwas näher war als sie selbst. Noch immer trennten sie dicke Stahltüren von den Vorgängen im Staatsgefängnis Cumberland.

Durch das Fenster einer dieser Türen konnte sie beobachten, wie Männer in Schutzanzügen einen kranken Gefangenen auf einem Untersuchungstisch festschnallten. Sie beugte sich vor und drückte ihre Nase gegen das Glas, in der Hoffnung, weitere Aufschlüsse über die rätselhafte Epidemie zu erhalten.

In diesem Augenblick schloß sich von hinten eine Hand um ihre Schulter. Sie wirbelte herum und starrte in das geisterhaft fahle Gesicht von Dr. Osborne.

„Kommen Sie mit“, sagte er entschlossen.

„Warum?“ Scully lehnte sich so weit zurück, wie es die Tür in ihrem Rücken zuließ.

„*Kommen Sie einfach mit*“, wiederholte Osborne mit einer Stimme, so fest und unbeugsam wie seine Hand auf Scullys Schulter.

Scully wollte sich nicht mit ihm streiten und folgte Osborne, der sie durch den Gang zu einer halbgeöffneten Türe führte. Er warf noch einen

Blick auf den Korridor, um sich zu vergewissern, daß niemand sie gesehen hatte. Dann zog er Scully in den kleinen Raum hinein, schloß die Tür und verriegelte sie.

„Was zum Teufel geht hier vor?“

Wortlos öffnete Osborne die obersten Knöpfe an seinem Hemd und zog es weit genug herunter, damit sein Hals oberhalb des rechten Schlüsselbeins sichtbar wurde. Gerade dreißig Zentimeter von ihrem Gesicht entfernt erblickte Scully eine große purpurrote Beule.

„Ich bin infiziert“, preßte Osborne hervor.

Gegen ihren Willen wich Scully erschrocken vor ihm zurück.

Osborne lächelte verbissen. „Ich bin Ihnen nicht böse, wenn Sie nicht in meiner Nähe bleiben wollen. Aber Sie müssen sich keine Sorgen machen. Diese Beule ist noch in einem Frühstadium. Sie ist noch nicht reif.“

„Wir müssen Sie hier rausbringen“, begann Scully. „Sie müssen irgendwohin, wo es eine bessere medizinische Versorgung...“

„Vergessen Sie's“, entgegnete Osborne harsch. „Sie werden mich nicht gehenlassen.“

„Aber das wäre ein Verbrechen! Ich werde mich persönlich...“

„Sie werden auch Sie nicht gehenlassen. Das ganze Gefängnis steht unter Quarantäne.“

„Aber der staatliche Seuchenkontrolldienst

würde doch niemals ..." setzte Scully erneut zu Protest an, doch Osborne schnitt ihr das Wort ab.

„Der CDC hat mit dieser Sache nichts zu tun. Es ist die Firma. Sie steckt dahinter.“

„Die Firma?“ fragte Scully verwirrt, aber dann wußte sie plötzlich, wovon er sprach. „Pinck Pharmazeutika? Sie arbeiten für Pinck Pharmazeutika?“

Dr. Osborne nickte.

„Dann stecken die hinter dieser Epidemie?“

„So könnte man es ausdrücken.“

„Aber wie?“

„Wir finanzieren eine Untersuchung seltener Spezies von Insekten im Regenwald“, erklärte Osborne. „Manche von ihnen verfügen über ein Potential zur Krankheitsbekämpfung, das für unsere Branche ungeheuer wertvoll wäre. Vor drei Monaten ist einer unserer Forscher in Costa Rica verschwunden.“

„Wie verschwunden?“

„Wir sind nicht sicher. . . Wir haben die dortige Armee angeheuert, um ihn zu finden, aber sie konnten uns keine positive Identifikation liefern. Wir wissen nur, daß er uns einige Musterexemplare eines seltenen Insekts geschickt hat. . .“

Sofort zog Scully eine kleine Musterflasche aus ihrer Tasche. In dem Behälter lag ein kleiner, schwarzer Käfer.

„Woher haben sie ihn?“ wollte Osborne wissen.

„Ich habe ihn in einem der toten Gefangenen gefunden“, erwiderte Scully.

„Faciphaga Emasculata“, murmelte Osborne wie hypnotisiert vor sich hin, verfiel dann aber wieder in seinen nüchtern referierenden Tonfall. „Wir sind an ihm interessiert, weil seine Sekrete ein Enzym enthalten, das die Blutgefäße erweitert. Ein solches Enzym könnte am Markt hohe Preise erzielen.“

„Es scheint mehr zu tun, als nur Blutgefäße zu erweitern“, bemerkte Scully trocken. „Ich nehme an, dieser Käfer hat die Epidemie ausgelöst.“

Osborne schüttelte den Kopf. „Nein, nicht direkt.“

„Wie meinen Sie das?“

„F. Emasculata ist parasitoid“, erläuterte Osborne. „Er trägt einen Parasiten. In diesem Fall einen tödlichen Parasiten, der das Immunsystem angreift. Die Pusteln, die Sie gesehen haben, sind ein Teil seines Reproduktionszyklusses. Sie sind voller Larven... Sehen Sie durch das Mikroskop.“ Osborne führte Scully zu einem großen Elektronenmikroskop auf einem Labortisch. „Ich habe gleich nach dem Unfall eine Probe von meiner Haut genommen.“

Durch die Linse erblickte Scully Hunderte von sich windenden Kreaturen.

„Also kann sich die Krankheit nur verbreiten, wenn eine der Beulen aufbricht und die Parasiten ein neues Opfer finden“, vermutete Scully.

„Das ist richtig, Agent Scully“, bestätigte Osborne. Ein Ausdruck grenzenloser Müdigkeit trat in seine Augen. „Die Parasiten graben sich unter die Haut, dringen in den Blutkreislauf ein und beginnen mit ihrer Arbeit. Noch schlimmer ist allerdings das Tempo, mit dem sie vorgehen.“

Osborne unterbrach sich und sah Scully an. Sie wußte, was dieser Blick zu bedeuten hatte. Der Gedanke war auch ihr bereits durch den Kopf gegangen.

„Agent Scully“, schloß Osborne mit sanfter Stimme. „Sie waren auch dabei, als die Beule aufplatzte. Es wäre durchaus möglich, daß die Parasiten auch auf Ihre Haut gelangt sind... Sie könnten ebenfalls infiziert sein.“

Mulder befand sich auf dem Parkplatz vor der FBI-Zentrale, als sich sein Handy bemerkbar machte.

Seine Hand lag auf dem Türgriff des Wagens. Noch immer ärgerte er sich über das herablassende Verhalten des Krebskandidaten.

Mulder fragte sich, für welche Leute dieser Mann arbeiten mochte. Auf wessen Seite stand er? Und was für ein Spiel spielte er? Es war nicht das erste Mal, daß sich Mulder diese Fragen stellte, und es wurde Zeit, Antworten zu finden.

Zum wiederholten Male meldete sich sein Telefon, und er überlegte kurz, ob er es nicht einfach klingeln lassen sollte. Doch dann dachte er an Paul Zimmer - einen entflohenen Strafgefangenen, der frei in der Gegend herumspazierte - und an die Epidemie, die sich wie ein Buschfeuer in der Bevölkerung ausbreiten konnte.

„Mulder“, seufzte er in die Sprechmuschel.

„Mulder.“ Scullys Stimme klang unsicher. „Sie haben eine totale Quarantäne verhängt.“

„Wer sind, sie?“

„Pinck Pharmazeutika.“

„Sind Sie sicher?“ Mulder schien skeptisch zu sein.

„Einer der Wissenschaftler hier hat mir alles

erzählt", begann Scully ihren Bericht. „Er arbeitet für sie."

„Was haben die damit zu tun?"

„Sie räumen anscheinend die Überreste eines Experiments auf, das außer Kontrolle geraten ist..."

„Was für eine Art von Experiment?"

„Ich weiß es nicht genau", erwiderte Scully matt. „Aber wie es scheint, haben sie die Gefangenen als Versuchskaninchen mißbraucht. Und das ist noch nicht alles."

„Was noch?"

„Die Regierung, *unsere* Regierung, muß davon gewußt haben. Sie helfen Pinck beim Aufräumen, und sie helfen ihnen dabei, es geheimzuhalten."

„Können Sie das beweisen?" Für einen kurzen Augenblick wanderten Mulders Gedanken zum Krebskandidaten zurück. Dann konzentrierte er sich wieder ganz auf Scullys Stimme.

„Warum sonst wäre wohl die Nationalgarde hier?"

„Scully, hören Sie zu", sagte Mulder in ruhigem Tonfall. „Ich muß wissen, was genau geschehen ist. Ich will, daß Sie so viele Beweise wie möglich sammeln. Es ist mir egal, wie Sie sie bekommen. Die Menschen müssen über diese Vertuschung informiert werden."

„Sie meinen, Sie wollen das veröffentlichen?"

„Wir haben es mit einer öffentlichen Gesundheitsgefahr zu tun!"

„Mulder, wir dürfen das nicht durchsickern lassen“, beschwor ihn Scully. „Nicht, ehe wir nicht mehr wissen. Der Strafgefangene, nach dem Sie suchen, ist vielleicht nicht einmal infiziert.“

„Und wenn er es doch ist?“ konterte Mulder. Er hielt das Telefon so fest umklammert, daß seine Fingerknöchel weiß hervortraten.

„Mulder, wenn das bekannt wird, bevor Sie ihn geschnappt haben, dann... dann wird sich die Panik schneller ausbreiten als die Krankheit.“

„Und was ist, wenn jemand stirbt, weil wir die Sache geheimgehalten haben?“

„Und was ist, wenn jemand stirbt, weil wir es *nicht* getan haben?“

Nach einer langen Pause seufzte Mulder. „Sie haben gewonnen, Agent Scully.“

Scully mußte seine Verbitterung bemerkt haben. „Hören Sie, Mulder, die Zeit für die Wahrheit wird kommen - aber jetzt ist sie noch nicht da“, sagte sie besänftigend.

Mulder wartete einen Augenblick, ehe er weitersprach. „Scully, geht es Ihnen gut da drinnen?“ fragte er dann.

„Ja, mir geht es gut, Mulder“, entgegnete Scully schließlich nach kurzem Zögern. „Glauben Sie mir, es ist alles in Ordnung. Und ich möchte, daß Sie sich jetzt nur um eine Sache kümmern: Schnappen Sie sich Paul Zimmer.“

„Scully, sind Sie sicher.. .?“

„Ich muß jetzt Schluß machen, Mulder“, unterbrach sie ihn. Hastig fügte sie dann hinzu: „Ich melde mich wieder.“

Dann trennte sie die Verbindung.

Während er sein Telefon einsteckte, runzelte Mulder die Stirn. Obwohl er sich sagte, daß Scully sehr gut allein klarkam, beschlich ihn doch ein zunehmendes Gefühl des Unbehagens. Möglicherweise gab es da noch etwas, das vertuscht werden sollte - etwas, das Scully ihm nicht erzählen wollte.

Er wünschte, er könnte selbst zum Gefängnis zurückfahren und herausfinden, was dort wirklich vor sich ging. Doch wie üblich hatte er keine Zeit. *Für die Wahrheit bleibt nie Zeit*, dachte er verbittert.

Mulder konnte nichts anderes tun, als darauf vertrauen, daß Scully sehr wohl auf sich selbst aufpassen konnte.

Und darauf hoffen, daß ihn dieses Vertrauen am Ende nicht trog.

Scully steckte ihr Telefon weg und wandte sich wieder Dr. Osborne zu. Sie bemerkte, daß sein Hemd vollständig von Schweiß durchfeuchtet war. *Er hat Fieber*, dachte sie. *Die Parasiten haben sich an die Arbeit gemacht.*

Auch seine Augen sahen fiebrig aus, und selbst seine Stimme klang belegt und kraftlos.

„Wenn Sie nicht infiziert sind, dann sollten Sie sofort von hier verschwinden“, murmelte er. „Tun Sie, was Sie tun müssen, aber verschwinden Sie von hier. Pinck wird alles unternehmen, um diese Sache zu vertuschen.“

„Und *wenn* ich infiziert bin?“ fragte Scully, wobei sie sich bemühte, Ruhe zu bewahren.

Osborne schüttelte bedauernd den Kopf. „Die Antwort darauf kennen Sie selbst.“

„Wie kann ich herausfinden, ob ich Parasiten in mir habe?“

„Damit.“ Osborne deutete auf einige kleine Kunststoffbehälter auf dem Labortisch. In jedem Behälter befand sich ein lebender Käfer. „Diese Käfer sind noch nicht von den Parasiten befallen“, erklärte er.

„Und das heißt?“

„Das heißt, daß wir sie benutzen können, um die Parasiten in Ihrem Blutkreislauf aufzuspüren“, fuhr Osborne fort. „Mit gewöhnlichen Tests lassen sie sich im Blut nicht nachweisen. Diese nicht infizierten Insekten agieren gewissermaßen als Brutkästen für uns. Wenn wir sie beißen lassen, werden Parasiten, die sich möglicherweise in Ihrem Blut befinden, ins Innere des Käfers gelangen und sich dort vermehren. Und wir werden in der Lage sein, eine Diagnose zu stellen.“

Scully schluckte schwer und streckte dann ihren entblößten Arm aus. „Wenn es denn notwendig ist...“

„Es mag ein wenig stechen.“ Mit einer schnellen Bewegung plazierte Osborne einen der Kunststoffbehälter auf Scullys Unterarm. Dann öffnete er den Boden des Behälters, und Scully sah zu, wie das Insekt ihre Haut mit seinen Fühlern zu erkunden begann.

„Wie lange wird es dauern?“ fragte sie, während Dr. Osborne den Behälter mit Klebeband fixierte. Noch immer sprach sie mit ruhiger Stimme, auch wenn ihr Magen rebellierte. Mit eisernem Willen schluckte sie die aufsteigende Übelkeit herunter.

Osborne wischte sich den Schweiß von der Stirn. Seine Hände wurden zunehmend zittrig.

„Dreißig Minuten“, erwiderte er. „Und dann nochmal zwei Stunden, bis sich der Parasit stark genug vermehrt hat, damit wir ihn sehen können.“

Scully betrachtete den Käfer auf ihrem Arm. Sie konnte nichts weiter tun als zusehen. Zusehen und abwarten.

„Ich würde gern allein mit Elizabeth Zimmer sprechen“, sagte Mulder zu Tapia während der gemeinsamen Lagebesprechung in einem der Wartezimmer des Kreiskrankenhauses von Dinwiddie County.

„Sie liegt in Zimmer 108. Zeigen Sie dem Polizisten vor der Tür einfach ihren Dienstaussweis. Er wird Sie hineinlassen. Obwohl ich mir nicht vorstellen kann, daß Ihre Dienstmarke auf die Frau besonders beruhigend wirken wird.“

Tapia sollte recht behalten. Mulder fand Elizabeth in einer hell erleuchteten Isolationsanlage, und als er ihr seinen Ausweis zeigte, starrte sie ihn durch die schützende Kunststoffwand hindurch böse an.

Doch Mulder sah mehr als nur ihr zorniges Gesicht. Er sah etwas, das Elizabeth nicht verheimlichen konnte.

Sie hatte Angst. Sie hatte hundserbärmliche Angst.

„Elizabeth“, begann er freundlich. „Wo ist Paul hingegangen?“

„Ich weiß es nicht.“

„Ich denke, das tun Sie doch...“

Elizabeth sagte nichts, doch ihr Gesicht sprach

Bände. Trotzig schob sie die Unterlippe vor, um zu signalisieren, daß es ihr vollkommen gleichgültig war, was Special Agent Fox Mulder dachte.

Bis er sagte: „Ich denke auch, daß Sie wissen, warum Sie in diesem Krankenhaus sind.“

Plötzlich schenkte sie Mulder doch Beachtung.

„Wie fühlen Sie sich?“ fragte er sie.

„Es geht mir gut“, schnappte sie.

„Dem Freund Ihres Mannes, Steve, ging es auch gut“, fuhr Mulder fort. „Es dauert nicht lange, bis sich so etwas ändern kann.“

Elizabeth wurde blaß. „Sie versuchen nur, mir angst zu machen.“

„Sie sollten Angst haben“, meinte Mulder sanft. „Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, dann hätte ich auch Angst.“

„Sie lügen!“ Ein Hauch von Verzweiflung schwang in ihrer Stimme.

Paul ist derjenige, der Sie belogen hat“, stellte Mulder unmißverständlich fest. „Sein Freund litt unter einer Krankheit, die nicht nur ihn, sondern auch sämtliche Leute in seiner Umgebung töten kann. Und wenn Paul ebenfalls krank sein sollte, dann werden außer ihm noch eine Menge anderer Leute sterben.“

Abwehrend schüttelte Elizabeth den Kopf. Hektisch suchte sie nach Argumenten, die Mulders Darstellung widerlegen könnten. „Wenn das wahr ist, warum war es dann nicht im Fernsehen? Wieso

haben Sie es dann niemandem gesagt? Wenn es so gefährlich ist, dann... dann würden Sie die Leute doch informieren, damit sie sich schützen können."

Ihr Blick forderte Mulder heraus, ihr eine passende Antwort zu geben.

„Es liegt nicht in meiner Macht zu entscheiden, ob die Öffentlichkeit informiert wird oder nicht. .." erklärte er wenig überzeugend.

„Das können Sie mir nicht weismachen!" Elizabeths Worte trafen ihn schmerzhaft. „Sie wissen davon und sprechen nicht im Fernsehen darüber. Dem einfachen Volk wird wieder einmal die Wahrheit vorenthalten. Warum sollte ich wohl die Wahrheit sagen, wenn Sie es auch nicht tun?"

Das war eine gute Frage, und Mulder wünschte sich, er hätte eine ebenso gute Antwort parat.

Doch ihm blieb nichts, als seinen Apell zu wiederholen. „Hören Sie, Elizabeth, wir müssen Ihren Mann finden, bevor eine Menge Menschen sterben. Sie können mir helfen oder auch nicht. Es ist Ihre Entscheidung."

„Warum haben Sie sich entschlossen, mir die Wahrheit zu sagen?“ fragte Scully Dr. Osborne.

Osborne lag im Flur auf einer Trage und war von seiner Umwelt durch eine Kunststoffglocke isoliert. Während sie darauf gewartet hatten, den Käfer zu untersuchen, war er zusammengebrochen.

Zwei Männer in Schutzanzügen hatten gesehen, wie er im Korridor zu Boden stürzte. Sie stellten keine Fragen und verloren keine Zeit. Während Scully ihnen hilflos zusah, schnallten sie Osborne auf der Trage fest und schlossen die Plastikglocke über ihm. Dann ließen sie ihn einfach liegen und verschwanden in einem anderen Gang.

Osborne war zu schwach, um sich gegen die Gurte zu wehren. Er hatte kaum mehr die Kraft zu sprechen. Scully mußte sich dicht über ihn beugen, um seine Worte durch die Kunststoffbarriere hindurch zu verstehen.

„Das ist ein Geheimnis, das ich nicht mit ins Grab nehmen möchte“, keuchte er. „Die Menschen haben ein Recht darauf zu erfahren, in welche Gefahr wir sie gebracht haben.“

Schweratmend legte er eine Pause ein, bis er wieder genug Kraft gesammelt hatte, um weiterzu-

sprechen. „Sie müssen den Test selbst zu Ende bringen... wenn Sie nicht infiziert sind, dann müssen Sie hier verschwinden. Sie müssen die Informationen nach draußen bringen. . . Sie müssen erzählen, was hier drinnen passiert ist. . .“

Wieder mußte Osborne eine Pause einlegen, um Luft in seine Lungen zu saugen. Scully sah, daß seine Augen glasig wurden.

„Wie kann ich das beweisen?“ fragte Scully drängend, da er immer noch nicht sprechen konnte.

„Ich weiß es nicht“, entgegnete er schließlich mit einer Stimme, die kaum mehr als ein Röcheln war. „Wenn Sie es nicht tun, wird es wieder geschehen. Sie dürfen nicht glauben, daß das hier ein einzigartiger Vorgang war.“

Weiter kam er nicht. Sein Kopf fiel zurück, und er verdrehte die Augen. Mittlerweile schnappte er nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen.

Scully sah ihn an. Nun war es an ihr, bedauernd den Kopf zu schütteln. Es gab nichts, was sie für ihn tun konnte - sie konnte nur seinen letzten Wunsch erfüllen.

Rasch blickte sie zur Uhr. Es war Zeit. . . Zeit, das mit ihrem Blut gemästete Insekt zu untersuchen. Wenn sie mit Parasiten infiziert sein sollte, so würden sie sich inzwischen in ausreichender Zahl vermehrt haben. Bald würde Scully wissen, ob ihr das gleiche Schicksal bevorstand wie Dr. Osborne.

Scully kehrte in Osbornes Labor zurück, wo der Käfer tot in einem luftdichten Behälter lag. Sein Bauch war von Blut aufgequollen. Ihrem Blut.

Sie öffnete den Behälter. Mit einer Pinzette führte sie eine feine Nadel in den geschwollenen Leib des Insekts ein und beförderte das Blut mit Hilfe einer Saugpumpe in ein Laborglas.

Nun folgte der schwierige Teil. Der wichtige Teil. Der beängstigende Teil.

Langsam und vorsichtig gab sie einen Tropfen des Bluts auf einen Objektträger und legte ihn unter das hochauflösende Mikroskop.

Nun hielt sie einen Moment inne und holte tief Luft, wie vor einem Sprung in eiskaltes Wasser.

Sie sah durch das Mikroskop.

Und fand - nichts.

Nichts, außer den Zellen ihres eigenen Bluts. Und keine Parasiten.

Endlich wagte sie wieder zu atmen.

Auf der Stelle verließ sie das Labor und eilte den Korridor hinunter, um Osborne die gute Nachricht mitzuteilen, solange er sie noch hören konnte.

Doch die Trage war nicht mehr da.

Instinktiv begann Scully zu laufen und lenkte ihre fliegenden Schritte in Richtung Krankenstation. Auf ihrem Weg begegnete sie vielen Männern in Schutzanzügen, die einen überaus beschäftigten Eindruck machten und ihr keinerlei Aufmerksamkeit schenkten.

Als sie die Tür zur Krankenstation erreicht hatte, hämmerte sie energisch dagegen.

„Ein neuer Patient. Ich muß mit ihm reden“, sagte sie dem Mann, der die Tür öffnete. Sie hielt ihren Dienstausweis vor seine Plastikmaske. „Er muß in den letzten fünfzehn Minuten hergebracht worden sein. Ich bin sicher, Sie kennen ihn. Er ist einer von Ihren Leuten, Dr. Osborne. Ich verspreche Ihnen, wenn Sie mich nicht hereinlassen, dann werden Sie der Regierung Rechenschaft ablegen dürfen.“

„Er ist nicht hier“, raunzte der Mann.

„Wo ist er dann?“

„Tut mir leid, das ist nicht meine Angelegenheit. Wir kümmern uns hier um die Patienten, die noch am Leben sind, und zur Zeit sind wir gerade dabei, den Laden zu schließen.“

„Zu schließen?“ wiederholte Scully entsetzt. „Das bedeutet...“

Der Mann antwortete, indem er Scully die Tür vor der Nase zuschlug.

Scully schluckte schwer. Sie hatte das Gefühl, die Antwort zu kennen, zu wissen, wo sie Dr. Osborne finden würde. Ein ausgesprochen unangenehmes Gefühl.

Sie lief durch noch mehr Korridore, vorbei an noch mehr Männern in Schutzanzügen. Dann hastete sie eine Stahltreppe hinunter und riß die Tür zu der Verbrennungsanlage auf.

In dem Raum drängelten sich unzählige Männer in Dekontaminationsanzügen, die sich beeilten, die Leichen samt ihrem Hab und Gut in den Ofen zu schieben.

Der große Leichenberg war inzwischen auf wenige Leiber zusammengeschrumpft, und bald würde auch der letzte seinen Weg in die hoch auflodernden Flammen gefunden haben.

In diesem Augenblick bemerkte Scully einen Mann, den sie kannte, den Mann, der sich Dr. Auerbach nannte. Wie bei ihrer ersten Begegnung trug er auch jetzt keine schützende Maske - Auerbach schien mit tödlichen Bedrohungen auf vertrautem Fuß zu stehen.

Sie stürzte auf ihn zu.

„Was tun Sie hier?“ fuhr sie ihn an.

„Die infizierten Leichen und andere Materialien werden gemäß den Richtlinien des staatlichen Seuchenkontrolldienstes verbrannt“, erklärte er, und seine Antwort klang wie eine Nachricht auf einem Anrufbeantworter.

„Aber Sie arbeiten doch gar nicht für den CDC .. .“

„Wirklich?“ Auerbach schien überrascht zu sein. „Wie kommen Sie darauf, wenn ich fragen darf?“

„Dr. Osborne hat mir alles erzählt“, trumpfte Scully auf. „Er wird mich unterstützen. Wo ist er? Was haben Sie mit ihm gemacht?“

Ohne auf ihre Fragen einzugehen, erwiderte Auerbach: „Glauben Sie mir, Agent Scully, was hier getan wird, dient den Interessen aller Beteiligten.“

„Das sollten wir doch andere entscheiden lassen, oder?“

„Andere?“ Auerbach zog die Augenbrauen hoch.

„Die Presse beispielsweise“, zählte Scully auf. „Die Politiker. Meine Vorgesetzten.“

Auerbach bedachte Scully mit einem finsternen Blick und kehrte ihr demonstrativ den Rücken zu.

Mistkerl. Scully stemmte die Hände in die Hüften. „Sie können sich darauf verlassen, daß das keine leeren Drohungen sind“, warnte sie ihn mit erhobener Stimme.

Abrupt wirbelte Auerbach herum. „Hören Sie, Agent Scully: Dr. Osborne ist tot. Und niemand innerhalb oder außerhalb dieses Raumes wird Ihre Geschichte bestätigen.“

Erneut wandte sich Auerbach an seine Männer und deutete auf den letzten verbliebenen Leichnam. Die Männer packten ihn und übergaben ihn den Flammen.

Als der Leichnam in den Ofen geschoben wurde, erkannte Scully sein Gesicht. Plötzlich war ihr Zorn verraucht, und eine umfassende Traurigkeit machte sich in ihrem Herzen breit.

Still nahm sie Abschied von Dr. Osborne - und von ihrer letzten Hoffnung, irgend jemandem

außerhalb dieses Gefängnisses begreifbar machen
zu können, daß das Unbegreifbare geschah. Daß es
hier und jetzt geschah.
Nun lag alles bei Mulder.

„Wie schon gesagt, es ist Ihre Entscheidung“, wiederholte Mulder, wobei er Elizabeth Zimmer mit festem Blick fixierte. „Wo ist Ihr Mann?“

Elizabeth wich seinen Augen aus. Am liebsten hätte sie sich die Bettdecke über den Kopf gezogen.

„Also, was sagen Sie?“ fragte Mulder noch einmal.

„Aber. . . Paul. . . vielleicht ist er gar nicht krank.“

„Vielleicht nicht“, stimmte Mulder ihr zu. „Auf der anderen Seite vielleicht aber doch. Wollen Sie dieses Risiko verantworten? Wollen Sie das Leben all der Menschen aufs Spiel setzen, die mit ihm in Berührung kommen? Denn sie sind alle in Gefahr, und das wissen Sie am besten!“

„Mein Baby, glauben Sie, daß er. . .?“ setzte Elizabeth mit zitternder Stimme an.

„Es ist noch zu früh, um etwas Genaues zu sagen.“ Mulder hob bedauernd die Schultern. „So, wie es noch zu früh ist, etwas über Ihren Gesundheitszustand zu sagen. Aber es ist nicht zu früh, Paul davon abzuhalten, noch mehr Menschen ins Krankenhaus zu bringen.“

„Paul würde mir nie verzeihen, wenn ich rede ...“

„Würden Sie sich denn verzeihen, wenn Sie es nicht tun?“

Elizabeth schluckte. Dann sagte sie so leise, daß Mulder Mühe hatte, sie zu verstehen: „Der Busbahnhof.“

„Der Busbahnhof?“ Mulder beugte sich vor. „Welcher?“

„In Clarksville“, erwiderte sie beinahe flüsternd. „Ich sollte ihn dort um zehn Uhr treffen. Wir wollten den Bus nehmen und nach Kanada gehen. Toronto.“

„Danke.“ Mulder lächelte sie aufrichtig an.

„Ich hoffe nur, ich habe das Richtige getan“, schluchzte Elizabeth und wandte den Kopf ab.

„Machen Sie sich keine Sorgen, das haben Sie“, versicherte ihr Mulder, ehe er überstürzt den Raum verließ und sofort Tapia aufsuchte.

„Ich weiß, wo unser Mann ist“, informierte Mulder den Chief.

Für den Moment war Tapia sprachlos. „Und?“ wollte er dann wissen.

„Auf dem Busbahnhof von Clarksville. Er will um zehn Uhr in den Bus nach Toronto steigen.“

Tapia warf einen Blick zur Uhr an der Wand. Es war kurz nach neun. Mit gerunzelter Stirn überlegte er: „Der Busbahnhof liegt mehr als eine halbe Stunde von hier entfernt, selbst wenn wir Höchstgeschwindigkeit fahren.“

„Dann sollten wir uns auf den Weg machen“, drängte Mulder.

„Die Zeit ist zu knapp“, widersprach Tapia bestimmt. Er wandte sich um und befahl einem Marshai, der auf der anderen Seite des Raumes an seinem Kaffee nippte: „Geh ans Telefon und ruf die Polizei von Clarksville an. Sag ihnen, sie sollen zum Busbahnhof fahren und sich Zimmer schnappen. Und sag ihnen, sie sollen jeden verfügbaren Mann darauf ansetzen.“

„*Nein!*“ protestierte Mulder.

Tapia reckte den Unterkiefer vor. „Hören Sie, Mulder, Sie machen Ihren Job und ich meinen. *Ich* bin der Leiter dieser Menschenjagd!“

„Die örtliche Polizei weiß nicht, womit sie es zu tun hat“, beharrte Mulder in eindringlichem Tonfall. „Wenn Paul Zimmer krank ist, dann könnte er sie infizieren. Wenn das geschieht, wissen wir nicht, wie schnell und wie weit sich diese Krankheit ausbreitet. Was wir brauchen, ist ein kontrolliertes Risiko. Wir müssen ihn isolieren.“

Tapia überlegte kurz. Dann nickte er widerstrebend.

„Okay, gekauft“, stimmte er zu. „Fahren wir.“

Die Busgesellschaft hatte Tina Andrews ausgebildet, jeden Reisenden, der an ihren Kartenschalter trat, mit einem freundlichen Lächeln zu begrüßen. Trotzdem fiel es ihr schwer, den Mann mit dem

schmutzigen langen Haar, dem zerzausten Bart und einer scheußlichen Beule mitten im Gesicht anzulächeln. Ganz besonders, da er ihr direkt ins Gesicht hustete.

„Einfach nach Toronto“, würgte der Mann zwischen seinen Hustenattacken hervor. Er schob Geldscheine zu ihr hinüber. Tina hielt Geld im allgemeinen nicht für schmutzig - doch diese Scheine nahm sie nur in die Finger, weil es nun einmal ihr Job war. Dann reichte sie ihm sein Busticket und das Wechselgeld und wartete ungeduldig darauf, daß er weitergehen würde.

Aber er blieb wie angewurzelt stehen. Er hatte eine Frage. „Haben Sie einer blonden Frau mit einem Baby ein Ticket verkauft?“ hüstelte er. „Die Frau und das Kind. Sie wollten sich hier mit mir treffen.“

„Nein, Sir“, erwiderte Tina, obwohl es ihr kaum mehr möglich war, die Zähne auseinander zu bekommen. Zu einem Lächeln konnte sie sich erst recht nicht mehr durchringen.

Doch der Mann beachtete sie gar nicht. „Kann nicht auf sie warten. Muß los. Muß weg von hier“, nuschelte er in halblautem Selbstgespräch.

Als er endlich davontorkelte, sah ihm Tina kopfschüttelnd nach. Um ein Haar wäre er über seine eigenen Füße gestolpert, und Tina fragte sich, ob er betrunken war.

Mit einem Seufzer der Erleichterung wandte sie

sich ihren nächsten Kunden zu. Vor ihr stand eine Frau mit einem Jungen, den Tina auf etwa zwölf Jahre schätzte.

„Beeil dich, Mom“, drängte der Junge. „Ich will nicht den Bus verpassen.“

„Keine Sorge, Jason, du hast noch genug Zeit“, beruhigte ihn seine Mutter.

Dann wandte sich die Frau an Tina. „Eine Kinderfahrkarte nach Toronto, bitte.“

Voller Ungeduld zupfte Jason am Mantel seiner Mutter, während die Frau Tina mit einem Schmunzeln erklärte: „Der Junge ist so aufgeregt. Er darf zum ersten Mal allein verreisen. Er will seine Großmutter besuchen. Ich hoffe nur, sie verwöhnt ihn nicht zu sehr, obwohl sie das eigentlich immer tut.“

„Zum ersten Mal allein?“ fragte Tina, wobei sie den Jungen aufrichtig anlächelte. „Das ist aufregend, was?“

„Toronto liegt in Kanada“, verkündete Jason und reckte sich. „Das ist ein ganz anderes Land.“

„Und du bist wirklich ein großer Junge, wenn du so eine weite Reise ganz alleine machst“, versicherte ihm Tina, als sie die Fahrkarte aus dem Drucker zog.

Jason warf sich seine Baumwolltasche über die Schulter und lief eilig zum Bus.

„Danke und auf Wiedersehen!“ Die Mutter hob freundlich grüßend die Hand, bevor sie sich umwandte und ihrem Sohn folgte.

„Ich will nicht, daß du mit mir einsteigst“, zapelte der Junge, als sie den Bus erreicht hatten. „Ich kann dem Fahrer meine Fahrkarte ganz allein geben.“

„Aber einen Abschiedskuß gestattest du doch“, bat die Mutter. Sie bückte sich und drückte ihm einen flüchtigen Kuß auf die Wange.

„Laß das, die Leute denken sonst, ich wäre ein Baby“, protestierte Jason und befreite sich aus ihrer Umarmung.

Seine Mutter lächelte ihn an. Als er in den Bus kletterte, konnte sie jedoch nicht widerstehen, ihm zuzurufen: „Sei vorsichtig, ja?“

Aber Jason hörte ihr gar nicht zu. Er gab dem Busfahrer seine Fahrkarte und marschierte stolz den Mittelgang entlang.

Er hatte den Bus schon halb durchquert, als ihn plötzlich eine große Hand packte und festhielt.

Erschrocken starrte er in das schwitzende Gesicht eines Mannes, auf dem die häßlichste Beule der Welt prangte.

„Wie spät ist es, Junge?“ verlangte das Gesicht zu wissen.

„Fünf Minuten nach zehn“, stammelte Jason.

„Wird Zeit, daß es losgeht“, knurrte Paul Zimmer, als er den Jungen wieder losließ und in seinen Sitz zurücksackte.

Warum fährt der Bus nicht endlich los? fragte sich Paul in einer Welle von Zorn.

Als könnte ihn die Fahrt von den Schmerzen in seinen Eingeweiden und dem Fieber in seinem Kopf befreien.

Mulder sah sich auf dem Busbahnhof um. Die Szenerie war der Alptraum eines jeden Gesetzeshüters: Eine hin und herwogende Menschenmenge machte die Situation unübersichtlich und erschwerte jedes kontrollierte Vorgehen.

Neben Mulder sprach Tapia erregt in das Mikrofon seines tragbaren Funkgeräts.

„Ihr Fahrplan ist mir egal“, bellte er den Fahrdienstleiter an. „Erzählen Sie dem Fahrer, was Sie wollen, aber sagen Sie ihm bloß nicht, daß ein gefährlicher Bursche an Bord ist. Wir können nicht sicher sein, daß er die Ruhe bewahrt, und er könnte den Kerl zur Flucht veranlassen. Aber vor allem halten Sie den Bus auf!“

Tapia schaltete das Gerät aus und wandte sich an Mulder. „Es ist alles bereit. Sobald meine Männer auf ihren Positionen sind, werden wir zuschlagen.“

Mulder betrachtete die Bundesmarshals, die dabei waren, sich an den Bus heranzupirschen. Sie waren gut in ihrem Job: Geschickt schlichen und schoben sie sich näher an das Gefährt heran, ohne auch nur irgend jemandem aufzufallen.

Doch noch waren sie nicht am Ziel, und Mulder

nutzte die Zeit, um zum Kartenschalter hinüberzugehen und nach dem Bus Richtung Toronto zu fragen.

Die Frau hinter dem Schalter lächelte ihn strahlend an. „Sie haben Glück, Sir. Sie können den Bus gerade noch erreichen. Er hat heute ein bißchen Verspätung - aber ich bin sicher, der Fahrer wird die verlorene Zeit unterwegs wieder aufholen.“

Mulder zog ein Foto von Paul Zimmer aus seiner Manteltasche. „Haben Sie diesen Mann gesehen?“

Auf der Stelle verschwand das vergnügte Lächeln aus dem Gesicht der Frau, und sie nickte zustimmend.

„Ich brauche eine Fahrkarte“, fuhr Mulder fort, wobei er ihr seinen Ausweis zeigte.

So schnell sie konnte, druckte die Frau ein Ticket aus. Mulder nahm es an sich und ging zu Tapia zurück, der noch immer dabei war, seine Leute einzuweisen.

„Halten Sie Ihre Männer zurück“, sagte er zu Tapia.

„Was?“ Tapia sah ihn verblüfft an.

„Ich werde in den Bus steigen.“

„Sie sind verrückt“, knurrte der Chief. „Sie müssen hier nicht den Helden spielen. Wir haben die Situation unter Kontrolle. Dieser Bus wird nirgendwo hinfahren.“

„Genau das macht mir Sorgen ... Es sind noch andere Fahrgäste im Bus. Paul Zimmer wird in Panik geraten, sobald der erste Bewaffnete einsteigt, und wenn das passiert, dann werden unschuldige Menschen sterben. Der Kerl ist ein Killer, haben Sie das vergessen? Schlimmer noch: Es gefällt ihm zu töten. Außerdem hat er nichts mehr zu verlieren. Oder sind Sie da anderer Meinung?“

Tapia setzte zu einem Widerspruch an, schwieg dann aber. Nach einer kurzen Bedenkzeit sagte er: „Okay. Und was wollen Sie allein gegen ihn ausrichten? Wollen Sie ihm Honig um den Bart schmieren, damit er aufgibt?“

„Ich werde in den Bus steigen, mich auf den Platz hinter ihm setzen und ihm meine Waffe an den Kopf halten“, erklärte Mulder. „Dann werde ich den anderen Passagieren sagen, daß sie aussteigen sollen.“

Noch einmal dachte Tapia kurz nach. Dann hob er seine breiten Schultern. „Okay, Mulder. Sie sind dran.“

„Schon unterwegs!“

Mit ausgreifenden Schritten eilte Mulder zum Bus hinüber.

„Bitte suchen Sie sich schnell einen Platz, Sir“, sagte der Fahrer, als Mulder ihm seine Fahrkarte gab. „Wir werden abfahren, sobald der Fahrdienstleiter mir das Signal gibt.“

Doch Mulder blieb einfach neben dem Fahrer stehen. „In diesem Bus soll sich ein Mann aufhalten ...“ begann er.

„Hören Sie, *viele* Männer sind in diesem Bus und Frauen und Kinder außerdem“, schnappte der Fahrer. „Und alle wollen pünktlich ankommen. Also setzen Sie sich jetzt, oder ich muß Sie bitten, den Bus zu verlassen!“

Mulder blieb vorerst keine andere Wahl, als sich direkt hinter den Busfahrer zu setzen. Mit Schrecken hörte er, wie der Fahrer vor sich hin murmelte: „Ich muß meinen Fahrplan einhalten“, und ein flaues Gefühl breitete sich in seinem Magen aus, als sich kurz darauf die Türen schlossen.

„Nehmen Sie den Fuß vom Gaspedal, und drehen Sie sich langsam um“, raunte er dem Fahrer ins Ohr.

Der Mann fuhr herum. Sein Gesicht war zorngerötet. „Was haben Sie für ein Problem, Mister?“ blaffte er.

„Ich bin FBI-Agent“, erwiderte Mulder leise, wobei er das Foto von Paul Zimmer aus seiner Tasche zog. „Ich muß wissen, ob dieser Mann im Bus ist.“

Augenblicklich beruhigte sich der Fahrer, sah sich das Bild an und nickte. „Ja“, flüsterte er. An Mulder vorbei lugte er nach hinten. „Das ist er. Gleich da hinten.“

Rasch wandte Mulder sich um und erblickte

einen großen Mann, der aus dem Waschraum im hinteren Teil des Busses kam.

Der Hüne schwankte und hielt sich an einer Sitzlehne fest, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Ausschlag hatte sein schweißnasses Gesicht in ein häßliches Rot getaucht, und auf seiner Wange prangte eine purpurne Beule.

Mulder erkannte, daß er seinen ursprünglichen Plan fallen lassen mußte. Seine Gedanken rasten auf der Suche nach einer alternativen Vorgehensweise - doch der Sträfling ließ ihm keine Zeit, eine zu finden.

Paul Zimmer hatte sein ganzes Leben lang auf der falschen Seite des Gesetzes gestanden. Eine der Lektionen, die er dabei gelernt hatte, war die Fähigkeit, jeden Gesetzeshüter auf den ersten Blick zu erkennen.

Er bemerkte Mulder und zog, ohne einen Augenblick zu zögern, eine Pistole aus seinem Hosenbund. Mulder konnte nichts weiter tun, als seine eigene Waffe zu ergreifen und aufzuspringen.

„FBI! Lassen Sie die Waffe fallen!“ brüllte er über das Geschrei der Fahrgäste hinweg.

Doch das war das letzte, was ein Paul Zimmer tun würde. Statt dessen packte er sich die nächste Person in seiner Reichweite - einen etwa zwölfjährigen Jungen, der vor lauter Angst am ganzen Leib bebte.

Tapia stand gute sechs Meter vom Bus entfernt und konnte durch die Scheiben verfolgen, was drinnen vor sich ging.

Er sah, wie Mulder reglos im Gang stand und eine Waffe auf Paul Zimmer richtete.

Und er sah, daß der Verbrecher ebenfalls bewaffnet war, während er gleichzeitig den linken Arm um den Hals eines wehrlosen Jungen geschlungen hatte, um ihn als menschliches Schutzschild zu benutzen.

Tapia schaltete sein Handfunkgerät ein und gab seinen Leuten neue Instruktionen. „Plan A ist schiefgegangen! Haltet euch bereit, und wartet meinen Befehl ab. Auf mein Wort werdet ihr angreifen.“ Im stillen betete er, daß ihm besagtes Wort erspart bleiben würde - es könnte für viele unschuldige Menschen den Tod bedeuten.

Dann zeig mal, wie gut du bist, Agent Mulder, dachte Tapia. Mit der Hand an der Waffe starrte er angestrengt durch die Busscheiben.

Drinnen hatte Mulder den Finger am Abzug. Sein ganzer Körper stand unter Spannung. „Lassen Sie den Jungen los, Paul.“

Der Hüne rührte sich nicht. Immer noch hielt er

den Jungen fest an sich gedrückt, während er weiter auf Mulder zielte. „Der Bus soll abfahren!“ brüllte er. Mehr brachte er nicht heraus. Überrascht stellte er fest, daß ihn seine lauten Worte erschöpft hatten. Wahrscheinlich würde er nicht mehr lange durchhalten, doch noch hatte er genug Kraft, um den Abzug durchzuziehen.

„Draußen sind zwei Dutzend U.S. Marshals, Paul“, informierte ihn Mulder. „Was glauben Sie, wie weit Sie kommen würden?“

Paul sah zum Fenster hinaus und erblickte die bewaffneten Männer, die den Bus umstellt hatten.

„Bitte, Mister, ich kriege keine Luft“, hörte er den Jungen winseln. Erst jetzt fiel ihm auf, daß er seinen Würgegriff verstärkt hatte. Er ließ ein wenig lockerer, und der verängstigte Junge bekam wieder genug Luft, um zu weinen.

Statt dessen mußte nun Paul gegen eine zunehmende Atemnot ankämpfen. Er rang nach Atem. Die Waffe noch immer auf Mulder gerichtet, hechelte er: „Ich sterbe, nicht wahr?“

„Die Frage ist, wie viele Menschen Sie mitnehmen werden“, entgegnete Mulder ungerührt.

„Ist es derselbe Dreck, der Steve getötet hat?“ keuchte Paul, während er gegen die ständig stärker werdenden Wogen der Benommenheit ankämpfte, die über ihn hereinbrachen.

„Ja...“

„Was ist das für ein Mist?“

„Eine Krankheit, die sich wie ein Buschfeuer ausbreitet. Sie können sich bei Steve angesteckt haben - oder bei irgend jemandem im Gefängnis.“

„Bobby Torrence“, murmelte Paul tonlos. „Es ist die Krankheit, die er hatte.“

„Und jetzt hat sich Elizabeth infiziert“, fuhr Mulder unerbittlich fort. „Möglicherweise auch Ihr Sohn. Wie viele Menschen sollen noch krank werden?“

Eine Erinnerung, ein Schemen aus einer anderen Zeitrechnung, tauchte plötzlich in Pauls Gedanken auf. „Das hat etwas mit dem Päckchen in Bobbys Zelle zu tun, richtig?“

„Sie haben es gesehen?“ Aufregung schwang in Mulders Stimme.

„Was zum Teufel war damit los?“ rief Paul, ehe er vor Schmerz laut aufschrie. Es war, als würde sich ein Messer in seine Eingeweide bohren, ein durchdringendes, anhaltendes Brennen. Er ließ den weinenden Jungen los und preßte die Linke auf seinen Leib.

Seine Rechte umklammerte nach wie vor die Pistole.

Jason war zu verängstigt, um sich zu bewegen. Wie versteinert blieb er stehen und starrte in das Gesicht des großen Mannes - und auf die Beule, die aussah, als müßte sie jeden Augenblick platzen wie ein zu prall gefüllter Ballon.

Ganz langsam schob sich Mulder näher an Paul heran, die Waffe schußbereit in der Hand.

Ohne den Hünen aus den Augen zu lassen, wies

er die Fahrgäste an: „Okay, Herrschaften, verlassen Sie jetzt den Bus.“

Inzwischen war er bereits sehr nahe an Paul und den schwankenden Lauf seiner Waffe herangekommen.

„Alles in Ordnung, Junge“, sagte er ruhig, während er Jason sanft von hinten an der Schulter berührte. „Es ist alles in Ordnung. Geh jetzt einfach weg von ihm. Geh.“

Seine Stimme reichte aus, um den Bann der Angst zu brechen. Jason glitt von Paul fort, und der Mann schien es nicht einmal zu bemerken. Der Junge drückte sich an Mulder vorbei, der ihm auf dem schmalen Durchgang Platz machte. Dann stolperte Jason aus dem Bus hinaus und stürzte davon - direkt in die Arme seiner Mutter, die voller Bangen auf ihn gewartet hatte.

Mulder brannte indessen nur eine Frage auf den Lippen. „Paul, was war in dem Päckchen? In dem Päckchen in Bobby Torrences Zelle?“

Inzwischen war Pauls Waffenhand erschlafft und hing wie ein Fremdkörper an seiner Seite. Sein Körper krümmte sich vor Schmerz. In dem verzweifelten Versuch, die Benommenheit abzuschütteln, wog er den Kopf mit geschlossenen Augen hin und her.

„*Was war es, Paul?*“ fragte Mulder noch einmal. Die Zeit lief ihm davon. „*Was war in dem Päckchen?*“

Paul hob die Lider. Für einen Moment klärte sich sein Blick, und er setzte zu sprechen an.

Doch bevor er auch nur ein Wort herausbringen konnte, zerschmetterte eine Kugel das Fenster des Busses und bohrte sich in sein Gehirn.

Mulder starrte in das blicklose Gesicht des toten Sträflings. Die Beule war größer als je zuvor. Sie pulsierte und zuckte wie ein selbständiges munteres Lebewesen. Doch Mulder sah nur, daß seine Ermittlungen in eine Sackgasse geführt hatten. Wieder einmal. Wieder einmal waren ihm die entscheidenden Beweise in letzter Sekunde entrissen worden.

Er fühlte kaum die Hände, die sich von hinten auf seine Schultern legten - als er die beiden Männer in den Dekontaminationsanzügen erblickte, die hinter ihm den Bus betreten hatte, war er nicht einmal mehr überrascht.

Er wehrte sich nicht, als sie ihn von dem Leichnam wegzerzten und aus dem Bus scheuchten.

Mit zusammengepreßten Lippen stand er zwischen den Schaulustigen und sah teilnahmslos zu, wie noch mehr Männer in Schutzanzügen in den Bus stiegen und sich daran machten, die Spuren der Hinrichtung zu beseitigen.

Die Gefahr war vorüber.

Der Fall war erledigt.

Abgesehen davon, daß Mulder noch etwas loswerden mußte.

Im Büro von Assistant Director Walter Skinner nahm Mulder seinem Vorgesetzten gegenüber kein Blatt vor den Mund.

„Robert Torrence war der Patient Null - der erste Gefangene, der an der Krankheit gestorben ist“, begann er. „Kurz bevor er sich infizierte, bekam er ein Päckchen von Pinck Pharmazeutika.“

„So?“ Skinner legte das Röhrchen mit dem toten Käfer beiseite - er hatte es kaum eines Blicks gewürdigt. „Viele Menschen erhalten eine Menge verschiedener Dinge mit der Post. Außerdem ist Pinck ein sehr großes Unternehmen. Sie verschicken ihre Ware tonnenweise, von Werbebroschüren und kostenlosen Proben ganz abgesehen. Was Torrence auch bekommen haben mag, es könnte völlig harmlos gewesen sein. Oder auch ganz einfach ein Versehen.“

„Das glaube ich nicht.“

„Es geht nicht darum, was sie *glauben*, Agent Mulder“, erwiderte Skinner kühl. „Die Frage lautet: Was *wissen* Sie? Und Sie wissen nicht, was tatsächlich in dem Päckchen gewesen ist, oder?“

„Unglücklicherweise wurde mein Informant umgebracht, ehe ich das herausfinden konnte.“

Mulders Stimme klang bitter. „Aber ich weiß genug, um zu behaupten, daß Pinck hinter der ganzen Operation steckt. Die Leute, die das Gefängnis nach Ausbruch der Epidemie übernommen haben, stehen alle auf deren Gehaltsliste.“

„Und warum denken Sie, sollte Pinck sich solche Umstände machen?“ Skinner machte keinen Hehl daraus, daß ihn dieses Gespräch langweilte. „Beachten Sie: Ich sagte ‚glauben‘, weil ich weiß, daß Sie nichts wissen.“

„Aber ich kann durchaus etwas vermuten“, konterte Mulder. „Pinck brauchte vielleicht menschliche Versuchskaninchen, um festzustellen, wie gefährlich ein sonst sehr wertvoller Käfer sein könnte. Oder sie wollten Medikamente testen, mit denen die Krankheit behandelt werden kann, die dieser Käfer überträgt. Medikamente, die dem Unternehmen ein Vermögen eingebracht hätten, wenn sich diese hochansteckende Krankheit ausgebreitet hätte.“

Skinner lehnte sich zurück und legte die Fingerspitzen aneinander. „Darf ich Sie daran erinnern, daß es auch nicht Ihre Aufgabe ist, Vermutungen anzustellen...“

„Über eine Sache muß ich keine Vermutungen anstellen. Ich kann mit Sicherheit sagen, was die Drahtzieher dieser Aktion ohne Skrupel einkalkuliert haben: tote Gefangene, nach denen niemand fragen wird, und Geld für Pinck.“

„Sie können nicht ernsthaft annehmen, daß Pinck aus diesen unglückseligen Ereignissen irgendeinen Profit gezogen hat. Wenn überhaupt, dann wird es sie ein Vermögen gekostet haben.“

Mulder zuckte die Schultern. „Manche Projekte zahlen sich nicht aus. Pinck schreibt die Kosten als Geschäftsausgaben ab und führt sie einfach unter der Überschrift 'Forschung und Entwicklung'. Auf diese Weise kassieren sie dann ein Vermögen aus Steuergeldern.“

„Ich danke Ihnen für diesen Schnellkurs in Wirtschaftslehre, Agent Mulder“, bemerkte Skinner trocken und sah auf seine Uhr. „Leider habe ich einen vollen Terminkalender. Würden Sie also bitte zur Sache kommen. Warum erzählen Sie mir das alles?“

„Weil ich wollte, daß Sie es von mir hören“, informierte Mulder seinen Vorgesetzten. „Ehe Sie es in der Zeitung lesen.“

Zum ersten Mal seit Beginn des Gespräches schien Skinner aufzumerken. Er blickte Mulder scharf an, und sein Ton wurde schneidend: „Falls Sie vorhaben, mit den Medien über diese Sache zu sprechen, so kann ich Ihnen nur empfehlen, noch einmal darüber nachzudenken.“

„Die Öffentlichkeit hat ein Recht zu erfahren, was in Cumberland geschehen ist“, beharrte Mulder. „Nur so gibt es überhaupt eine Chance, daß eine Wiederholungstat verhindert wird.“

Skinner schürzte verächtlich die Lippen. „Und Sie wollen diese Beschuldigungen gegen das viertgrößte Pharmaunternehmen der Vereinigten Staaten vorbringen. Mit nichts weiter als einem leeren Päckchen und einem toten Insekt?“

Voller Unmut öffnete Mulder den Mund zu einer Erwiderung, schloß ihn dann aber wieder, ohne ein Wort gesagt zu haben.

Ehe er sich doch noch äußern konnte, riet Skinner: „Lassen Sie es sein, Mulder. Die Epidemie ist unter Kontrolle. Es besteht keine Gefahr mehr.“

„Achtzehn Menschen sind tot.“ Mulder warf die Hände in die Luft. „Und wenn *Sie* dabei mithelfen, die Wahrheit über diese Todesfälle zu vertuschen - dann sind Sie ebenso schuldig wie Pinck.“

Skinner reagierte kaum auf Mulders anklagenden Blick. Nach einem kurzen Schweigen fragte er leise: „Agent Mulder, Sie haben wirklich keine Ahnung, womit Sie es hier zu tun haben, nicht wahr?“

„Ich dachte, ich hätte es mit Ihnen zu tun“, entgegnete Mulder, den Blick noch immer starr auf seinen Vorgesetzten gerichtet.

„Sie glauben tatsächlich, daß *ich* die Macht habe zu entscheiden, ob diese Informationen an die Öffentlichkeit gebracht werden oder nicht? Sie glauben, *ich* hätte Einfluß darauf, was die Regierung tut oder warum sie tut, was sie tut?“

Bevor Mulder antworten konnte, klopfte es an der Tür.

„Ja?“ rief Skinner.

Die Tür ging auf, und Scully trat ein. Ohne Skinner zu beachten, wandte sie sich direkt an Mulder. „Wir können gar nichts beweisen, Mulder. Dafür haben sie gesorgt.“

„Wovon sprechen Sie?“ Schon jetzt spürte Mulder, wie ein Gefühl der endgültigen Entmutigung in ihm aufstieg.

„Ich habe gerade ein Fax aus Costa Rica erhalten“, berichtete Scully. „Es ist ein Bericht über den vermißten Wissenschaftler, der den Käfer entdeckt hat. Sein Name war Robert Torrence.“

„Robert Torrence.“ Mulder betonte jede Silbe. „Wollen Sie das sagen, was ich befürchte, Scully?“

Scully nickte grimmig. „Der gleiche Name wie der des Gefangenen. Man könnte es als Zufall bezeichnen.“

„Aber nur, wenn man nicht ganz bei Verstand ist“, sagte Mulder und fixierte Skinner erneut.

„Das war ihre Versicherung, für den Fall, daß irgend jemand von ihrem Projekt erfahren sollte“, fuhr Scully fort. „Wenn der Inhalt des Päckchens gefunden worden wäre, hätte Pinck einfach behauptet, es wäre dem falschen Robert Torrence zugestellt worden.“

„Und sie hatten noch eine andere Versicherung“, knurrte Mulder, dem ganz plötzlich ein Licht aufging.

Scully stutzte. „Wie meinen Sie das?“

Doch Mulder sprach nicht mit ihr, sondern zu Skinner. „Deswegen sind wir zu diesem Fall hinzugezogen worden, nicht wahr?“

Skinner schwieg und maß seinen Untergebenen mit kalten Blicken. Seine Brillengläser glitzerten wie Eis in der Sonne.

„Pinck wollte sicherstellen, daß ihr Geheimnis auf keinen Fall entdeckt wird.“ Mulders Zeigefinger schoß anklagend vor. „Sie haben uns dazu zu mißbraucht, um eventuelle Löcher in ihrer Tarnung zu schließen. Falls es uns gelungen wäre, etwas Entscheidendes herauszufinden, hätte Pinck dafür sorgen können, daß die Tarnung an diesem Schwachpunkt verstärkt wird. Sie konnten sich darauf verlassen, daß wir den Anweisungen folgen würden. Und wenn wir die Sache öffentlich gemacht hätten, wären wir aufgrund der angeblichen ‚Postverwechslung‘ nicht weit gekommen. Im Gegenteil: Wir hätten uns auch noch bis auf die Knochen blamiert.“

„Sie hatten nie eine Chance, Agent Mulder“, entgegnete Skinner und schüttelte beinahe mitleidig den Kopf. „Die waren Ihnen immer drei Schritte voraus.“

„Und was ist mit Ihnen?“ Immer noch zerrte Wut an Mulders Stimme. „Wo stehen Sie in dieser Sache?“

„Ich stehe genau auf der Grenze, die Sie ständig übertreten wollen...“

Bevor ihr Partner noch etwas sagen konnte, legte ihm Scully ihre Hand auf die Schulter. „Kommen Sie, Mulder“, meinte sie sanft. „Gehen wir.“

Wortlos trat er mit Scully zur Tür, öffnete sie und ließ ihr den Vortritt. Doch als er ihr folgen wollte, hielt ihn Skinners Stimme noch einen Moment zurück.

„Agent Mulder. .. ich sage Ihnen das jetzt als Freund. Dieser Auftrag - das war nur der Anfang. Passen Sie gut auf sich auf.“

Mulder wandte sich nicht um.

Er beschleunigte seine Schritte, um Scully einzuholen, und gemeinsam wandten sie sich dem zu, was immer ihr Ziel gewesen war.

Der Suche nach Wahrheit.

Akte X-Novels

Band 1

Garth Nix

Heilige Asche

Band 2

Ellen Steiber

Eve

Band 3

Easton Royce

Energie

Band 4

Eric Elfrnan

Unsere kleine Stadt

Band 5

Ellen Steiber

Parallele

Band 6

Les Martin

Frische Knochen

Band 7

Everett Owens

Mein Wille sei Dein Wille

vgs Verlagsgesellschaft Köln

Akte X-Novels

Band 5
Les Martin
Der Parasit

Band 9
Ellen Steiber
Höllengeld

Band 10
Easton Royce
Das Experiment

Band 11
Everett Owens
Unruhe

Band 12
Ellen Steiber
Groteske

Band 13
Les Martin
Verseucht

Band 14
Everett Owens
Leonard Betts

vgs Verlagsgesellschaft Köln

Die großen Akte X-Romane

Charles Grant
Lebende Schatten
Roman

Charles Grant
Wirbelsturm
Roman

Kevin J. Anderson
Höllengehen
Roman

Kevin J. Anderson
Ruinen
Roman

Kevin J. Anderson
Antikörper
Roman

Quentin Thomas
Seilbahn zu den Sternen
Roman

Ben Mezrich
Skin
Roman

vgs Verlagsgesellschaft Köln